Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-46019/fragment/page=0001

7000

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-46019/fragment/page=0002

Tagebuch

meiner

Brasilienreise

1896.

Von **Dr. Herrmann Meyer.**

Als Manuskript gedruckt.

Erstes Heft.

ausgeschieden

Leipzig.
Druck des Bibliographischen Instituts.
1896.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-46019/fragment/page=0005

Inhalt.

	Seite
Nach Rio de Janeiro	3
Desterro — Blumenau	22
Laguna — Rio Tubarão	31
Auf der Suche nach Bugres-Indianern	41
Laguna — Porto Alegre — Buenos Aires	60
Karte der Kolonie Grão Para	34

Sektion Geographie Universität Halle
7000
Martin-Luther-Universität
Zweigbibliothek der ULB
Geowissenschaften
Von Seckendorff-Platz 3-4
06120 Halle (Saale)

ausgeschieden
der Universität Leipzig

Nach Rio de Janeiro.

San Vincent mit seinen kahlen, von glühender Sonne beschienenen Basaltschroffen liegt hinter uns, die letzte Verbindung mit der Alten Welt ist abgebrochen, und in stetig südwestlichem Kurs geht es den östlichen Gestaden des südamerikanischen Festlandes zu. Es war für uns ein merkwürdiger Abschluß, diese Felseninsel, und der letzte Eindruck, den wir von der Alten Welt mitnahmen, erweckte sehr gemischte Gefühle; sahen wir doch in diesem Eiland, das der vernichtenden Gewalt der Elemente schutzlos preisgegeben ist, eine Ruine, die unfähig, der Menschheit einen andern Nutzen als Schutz vor der Unbill des Wetters zu gewähren, langsam und sicher ihrem Untergang entgegengeht. Wird nicht auch die Zeit kommen, wo die ganze Alte Welt erschöpft und nicht mehr fähig, die Menschheit zu ernähren, nur noch im großen dieser Insel trauriges Ebenbild sein wird? Der Neuen Welt steuern wir zu, dem zentralen Südamerika gelten unsre Pläne und Hoffnungen, das, unberührt und noch sehr wenig gekannt, sicherlich natürliche Schätze in sich birgt, an denen vielleicht dereinst die Flüchtlinge der Alten Welt sich für ihre Mühsale entschädigen werden. Aber wer wird sich dann noch der Pioniere erinnern, die ihr Bestes eingesetzt haben, um den Zugang zu diesem Eldorado zu eröffnen? 10. 11. 95.

Klang- und sanglos ist die Passierung des Äquators an Bord vorübergegangen; nur der deutsche Tisch leistete sich eine Extraflasche beim Abendessen. Die übrige Gesellschaft hat kein bißchen Poesie und Humor: Steifheit und materieller Sinn überall. Abends erscheint alles, was Old England heißt oder heißen will, im Frack und großer Toilette, um beim Dinner das schlechte Essen hinunterzuwürgen. Und dies bei der größten Hitze, während wir froh sind, uns nur in Flanell bewegen zu können. An eine gemütliche 13. 11. 95.

Unterhaltung ist nicht zu denken, und ertönt einmal aus unserer Ecke ein lustiges Lachen, so werden vernichtende Blicke zu uns herübergeworfen, und manches empörte „Shoking" wird laut. Ich freue mich, wenn ich dem langweiligen Schiff den Rücken kehren kann. Für die Rückreise werde ich die Royal Mail gewiß nicht wieder benutzen. Die Gesellschaft ist nebenbei, wie sich überall jetzt herausstellt, so unkulant wie nur möglich und schröpft die Passagiere bei jeder Gelegenheit.

Heute früh kamen wir an dem ersten unter brasilianischer Herrschaft stehenden Gebiet vorüber, der kleinen Insel San Fernando Noronha, der Verbrecherkolonie. Außer den wildzackigen Felsen jung-vulkanischen Gesteins, die oft eine höchst groteske Gestalt haben, und einem in der Nähe der kleinen Kolonie liegenden Palmenhain konnten wir nichts von diesem Eiland erkennen. Unzählige Wasservögel bevölkerten die Klippen und haben im Lauf der Jahrhunderte ein kleines Guanolager angelegt, das jetzt abgebaut werden soll. Von der Signalstation der Insel gelangt über Pernambuco die telegraphische Nachricht von der Ankunft des Dampfers nach London und von da nach Deutschland. Morgen früh kommen wir nach Pernambuco.

14. 11. 95. Nach ruhiger schöner Fahrt kommt zum erstenmal die brasilianische Küste in Sicht. Das helle flache Sandufer leuchtet weithin, und gegen den blauen Himmel heben sich die graziösen Kokospalmen wie Muster einer Spitzenstickerei ab. Zahlreiche winzige Fischerboote oder, besser gesagt, Flöße, aus drei vorn zusammenlaufenden Balken hergestellt, über welche die Wellen ungehindert überschlagen, sind bis weit hinaus zum Horizont zu erkennen. Man sieht eigentlich nur das Segel und eine Art Korb darunter, in dem der Fischer gegen die Wellen sich schützt. Mit diesen primitiven Fahrzeugen, die wohl eine indianische Reminiszenz sind, wagen sich die Fischer weit hinaus aufs offene Meer, denn selbst im Sturm kippen die sonderbaren Flöße nicht um. Wir steuern direkt auf Pernambuco zu, das nur wenig hinter Palmenhainen hervorguckt. Eine nur schwer zu überwindende Barre, die ca. 2 km weit dem Ufer vorgelagert ist, hindert die meisten Schiffe an der Einfahrt in den eigentlichen Hafen. Auch wir bleiben draußen liegen, und der Verkehr mit dem Land geschieht nur mittels Segelbooten, die zahlreich das Schiff umtanzen. Waren aller Art kommen an Bord. Uns

reizen namentlich die prachtvollen Abacaxis, die veredelten Ananas, die aus einem Leichter in vielen Tausenden von Exemplaren in den Laderaum unseres Dampfers Nile wandern. Grüne Papageien werden, auf einer Stange sitzend, mittels Bindfaden an Deck gezogen und finden ihre Liebhaber. Die armen Tiere mögen eine nicht geringe Angst ausstehen, so plötzlich über dem Wasser durch die Lüfte bugsiert zu werden, und geben ihrer Entrüstung auch sehr lebhaften Ausdruck.

Mit vielen neuen Passagieren an Bord, die zum Teil Pernambuco verlassen, fährt der Nile mit Volldampf nach Bahia zu. Das weiße dünenartige Ufer bleibt immer in Sicht, doch ist im allgemeinen die Gegend recht langweilig. Erst kurz vor Bahia hebt sich das Ufer hinter den Dünen etwas höher aus der See, und in den kleinen schattigen Schluchten wuchert üppige Tropenvegetation. Hart an der Küste unter Palmen versteckt liegen die nach Indianerart mit Blättern bedeckten Holzhütten armseliger Fischer, und nicht weit davon tauchen aus dem Grün die bunten Giebelhäuser des kleinen Städtchens Rio Vermelho auf, das wie ein Südtiroler Alpenstädtchen sich in das Thal hineinschmiegt. Bald tritt das Ufer steiler an das Meer heran. Auf einem kahlen Vorsprung ragt ein heller Leuchtturm empor, der den Eingang in die Bai von Bahia markiert. Hinter dem Leuchtturm baut sich die Stadt auf dem zurückfliehenden Ufer breit auf: auf der ca. 50 m hohen Kante die meisten Wohnungsquartiere, auf dem vorliegenden Ufer die Geschäftsviertel, beide verbunden durch steile Serpentine, eine Drahtseilbahn und einen Aufzug. Die durch glühende Sonne ausgebrüteten Miasmen machen dem Europäer den stetigen Aufenthalt in der Unterstadt unmöglich. Tagtäglich benutzt er den „Bond", die Maultierbahn, die ihn aus seinem Villenquartier zum Aufzug bringt, genießt dazu während der Hinabfahrt 5 Minuten lang ein unfreiwilliges irisches Bad und geht ins Geschäft. Des Abends fährt er zum Abendessen nach der Oberstadt wieder zurück.

Mehr als 100 große Segelschiffe und Dampfer gaben zu dem weiten Häuserpanorama eine gute Staffage. Obgleich wir am „Quinze de novembro", dem Geburtsfeiertag der Republik, das berühmte rege Marktleben Bahias nicht erwarten durften, ließen wir es uns nicht entgehen, ans Land zu fahren. Alle brasilianischen Schiffe waren zur Feier des Tages bis zu den Toppen geflaggt und

verführten mit ihren Kanonen, unterstützt von dem Brummen des alten inmitten der Bai wie ein Gasometer herausragenden Forts, einen Höllenlärm. An der Markthalle gelandet, bewunderten wir die kräftigen Gestalten der Minasneger und -negerinnen, die wahren Riesendamen an Gewalt der Extremitäten glichen und in ihren bunten Turbans und Tüchern sich zwischen den Bergen von Abacaxis, Bananen und den herrlichen grünen kindskopfgroßen Larangeas famos ausnahmen. Macacos, Papageien und Arraras gaben das nötige Konzert dazu. Die Straßen, durch die wir schritten, glichen sehr denen des alten Lissabon. Auch hier herrscht die Belegung der Häuserfassaden mit Majolikakacheln vor. Die Bewohner sind zum größten Teil Neger.

Die Drahtseilbahn brachte uns zur Oberstadt. Wir folgten der Einladung zweier uns begleitender Deutschbrasilianer vom „Nile", ein echt brasilianisches Frühstück mit ihnen einzunehmen. Diese erste Bekanntschaft mit den kulinarischen Genüssen Brasiliens war aber einfach entsetzlich. Zuerst gab es eine Art saure Flecken mit schwarzer Pfeffersauce. Nach dem ersten Pflichtbissen hatte ich genug, obgleich ich den Kaldaunengeschmack, den selbst der Pfeffer nicht verdecken konnte, durch reichlich aufgestreute Farinha, das unvermeidliche Maniokmehl, das auf keiner Tafel fehlt, zu betäuben suchte. Nicht besser ging es mir mit den Camarões, gekochten großen Krabben, die schon auf hundert Schritt ihren Charakter verrieten und, wie Dr. Ranke behauptete, wie ein altes anatomisches Präparat schmeckten. Am besten war noch der Vigeira, der portugiesische Wein, welcher dazu dienen mußte, den ekelhaften Geschmack hinunterzuspülen. Den Brasilianern schmeckte es vorzüglich; sie behaupteten, seit langem nicht so gut gegessen zu haben. Wohl ihnen. Einen besseren Eindruck hinterließen die Bahiazigarren, die, in großen Quantitäten exportiert, von uns in Europa zumeist als Hamburger oder Bremer Zigarren geraucht werden. Mit einigen Ananas und Kisten guter Zigarren bewaffnet, ruderten wir nach zweistündigem Aufenthalt an Bord zurück, vorbei an mehreren mit portugiesischen Thonkrügen klassischer Form beladenen Leichtern, bald aber überholt von prächtigen großen Einbäumen, deren Segel flügelartig seitwärts blähten. Um 4 Uhr wurden die Anker gelichtet, und es ging wieder hinaus in die weite See gen Rio de Janeiro.

Die letzte Nacht hat uns der Küste näher gebracht, und wir 17. 11. 95.
passieren nun frühmorgens das Cabo Frio mit seinem Leuchtturm, der hoch auf dem steil ins Meer abstürzenden Felsen thront. Auf dem hohen, mit dichtem Wald bedeckten Berg ist ein Observatorium erbaut und daneben auf niedrigerem Hügel eine Telegraphenstation, die uns in Rio anmeldet. Der Charakter der gebirgigen Ostküste, die von Bahia bis nach Rio grande do Sul von der Gebirgskette der Serra do Mar umsäumt ist, tritt mehr und mehr hervor. Dichte üppige Vegetation bedeckt die bis zu 2000 m ansteigenden Höhen gleichmäßig mit dunklem Grün; daraus streben zuweilen steil und schroff nackte Granitwände auf, die oben in rundem Dom sich zusammenwölben. Weithinein ins Meer setzen sich diese Granitkuppen als steile Inseln fort, die, teils kahl, teils von dichtem Wald bedeckt, der Schiffahrt große Schwierigkeiten bereiten.

In der Ferne ragt das Wahrzeichen der Bai von Rio de Janeiro mit fast senkrechten Wänden aus dem Meer heraus, der berühmte Zuckerhut; vollständig kahl, leuchtet er weithin und wird von allen nach Rio steuernden Schiffen freudig als Ziel begrüßt. Ein phantastischer Kopf hatte den Vorschlag gemacht, aus diesem ungeheuren Block die Freiheitsgöttin aushauen zu lassen. Es blieb aber Gott sei Dank bei dem Vorschlag, denn man wäre ja doch nicht weiter als bis zum Kopf gekommen, nachdem alles bewilligte Geld „verbraucht" worden wäre.

Wir lassen das Fort Santa Cruz und den Leuchtturm rechts, die befestigte Insel do Lage und das Fort São João links, fahren durch diesen engen Zugang zur Bai unbeschädigt hindurch und gewinnen nun eins der herrlichsten Panoramen der Welt. Die bis 50 km lange Bai liegt lachend vor uns, besät mit grünen, üppig bewachsenen Inseln und umrahmt von prächtigen Bergformen, aus deren Waldesdickicht freundliche Häuser hervorblinken. Darüber heraus aber ragen die steilen Granitschroffen des Corcovado, rechts davon reiht sich die Kette der Pejuca an, und im fernen Nordwesten am andern Ende der Bai streckt die Serra dos Orgãos ihre Pfeifen gen Himmel. Wir lassen das alte Fieberhospital Jurujuba rechts in einer Seitenbucht liegen und halten vor der bei der letzten Revolution hart mitgenommenen Insel Villegagnão, deren zerschossene Befestigungen noch auf Restau-

rierung warten. Hier empfängt uns pfeifend und heulend eine ganze Flottille kleiner Barkassen, die zumeist mit sehnsüchtigen Angehörigen oder Freunden von Mitreisenden besetzt sind. Aber noch darf niemand an Bord, sie müssen sich aufs Hutschwenken und Taschentuchwedeln beschränken, bis die ärztliche Visite die Papiere des Schiffsarztes untersucht hat. Unterdes setzt sich das Schiff, begleitet von der Flottille, wieder in Fahrt, um den ihm unterdes von der Hafenpolizei angewiesenen Platz hinter der Ilha das Copras einzunehmen.

Unter den vielen Ankömmlingen, die nun das Deck überfluteten, sahen wir uns vergeblich nach einer uns erwartenden Person um, aber so herausfordernd wir die Leute auch anschauten, um dem uns noch unbekannten Retter in der Not die Suche nach uns zu erleichtern, unter all den Larven war keine fühlende Brust. Schon wollten wir uns nach zweistündigem Warten in unserer Verzweiflung ein Boot nehmen, um wenigstens an Land zu kommen, als noch eine verspätete Barkasse erschien, dessen Insassen sich bald als Angehörige der Firma Haupt und Biehn, an die wir empfohlen waren, entpuppten, die uns nun herzlichst empfingen. Die Herren hatten sich verspätet, weil das Schiff statt, wie erwartet, am Montag den 18., schon am Sonntag eingelaufen war, und noch dazu zwei Stunden früher, als die Agentur es gemeldet hatte. Herr Große, der Vertreter der Firma Haupt, hatte schon in liebenswürdiger Weise Quartier für uns oben in Petropolis ausgemacht, doch für den Fall, daß wir zu spät eintreffen würden, um noch mit dem letzten Zug hinauffahren zu können, in Larangeiras, einem Vorort Rios, Zimmer bestellt. Unter seiner Führung langten wir im Hotel Metropole in Larangeiras an und ließen uns bald belehren, daß man in Brasilien auch eßbare Dinge zubereiten kann.

18. 11. 95. Eine Beschreibung der Stadt verschiebe ich auf später. Der Fiebergefahr halber wechselten wir das Quartier gleich am andern Morgen nach der Ankunft und fuhren nach dem 1000 m höheren Petropolis, der Zuflucht der Rioer hinauf, wo wir in der reizenden kleinen Pension Niederberger vorzügliche Aufnahme fanden. Die Wirtsleute geben sich die größte Mühe, ihren Gästen das Leben möglichst angenehm zu machen. Obwohl nicht zu diesem Beruf bestimmt, haben sie sich doch sehr gut in die Rolle gefun-

den. Herr Niederberger ist Musiker von Beruf und hat sich als Cellovirtuos auch außerhalb Brasiliens einen guten Namen gemacht. Zur Zeit des Kaiserreichs war er Mitglied der von der Prinzessin inspirierten Konzerte und wurde Professor des Konservatoriums in Rio. Als er nach der Vertreibung des Kaisers seiner Stelle verlustig ging, richtete er mit großem Glück diese kleine Pension ein, die unter der tüchtigen Leitung seiner ebenso feinen wie energischen Frau vorzüglich gedeiht.

Ein ganzer Monat ist vergangen, seit ich die letzte Niederschrift in mein Tagebuch gemacht habe. Ich hatte die Absicht, eine Beschreibung Rios erst nach unsrer Abreise zu geben, glaubte aber damals nicht, daß diese Abreise sich so lange hinausziehen würde. Nur 8—14 Tage hatte ich für Rio ursprünglich angesetzt, um die wichtigsten Vorbereitungen für die Expedition zu treffen. Denn der Beginn der für Rio schlechten Jahreszeit, in welchen unsere Ankunft fiel, verbot, länger als notwendig in Rio zu bleiben, weil der neue Ankömmling besonders leicht vom gelben Fieber, dieser Geißel Rios, befallen wird. Aus diesem Grund verlegten wir unsern Aufenthalt auch gleich am nächsten Tag nach der Ankunft nach Petropolis. 15. 12. 95.

Trotz dieser Vorsicht sollten wir aber die entsetzliche Macht des Fiebers in seiner ganzen Furchtbarkeit kennen lernen. Unser arme Reisegefährte Dahlen, der Photograph der Expedition, fiel ihr nach achttägigem Aufenthalt in Petropolis zum Opfer. Eine Nacht in Rio, die erste nach unserer Ankunft, hat genügt, ihm den Giftkeim einzupflanzen, der, einmal eingenistet, nur äußerst schwer zu bewältigen ist. Alle Anstrengungen, Dahlen zu retten, blieben erfolglos trotz der tüchtigsten Pflege der besten Ärzte.

Es ist ein Erfahrungssatz, daß man oben in Petropolis selbst niemals das gelbe Fieber bekommen kann. Bringt man es aber mit nach Petropolis, wenn auch ahnungslos — denn erst nach drei Tagen entpuppt sich die Krankheit — so tritt es in Petropolis viel gefährlicher auf als in Rio. Dies trat auch bei Dahlen ein. In den ersten Tagen nach unserer Ankunft fühlte sich Dr. Ranke etwas fieberig, doch war dies wohl nur die allgemeine Einwirkung des Klimas. Wenigstens legte der sofort zu Rate gezogene Arzt dem Unwohlsein keine Bedeutung bei. Am vierten Tage nach der Ankunft, nachdem Ranke wieder wohl war, klagte

Dahlen über Unwohlsein, doch waren auch hier zu Anfang keine verdächtigen Symptome zu bemerken. Am nächsten Tag jedoch meldeten sich die ersten Anzeigen des gelben Fiebers; unglücklicherweise hatte er, wie er nun sagte, schon mehrere Tage sich unwohl gefühlt und dies uns verschwiegen, da er der Sache keinen weitern Wert beilegte, sondern ebenfalls nur wie Ranke dem Klimawechsel die Kopfschmerzen zuschrieb. Nun aber war es zu spät, ihn nach Rio wieder hinabzubringen, was früher von Nutzen gewesen wäre. Das Fieber trat in wenigen Tagen in seiner ganzen Heftigkeit auf. Im Krankenhaus wurde dem Patienten alle nur mögliche Pflege zu teil. Außer dem ihn von Anfang an behandelnden Arzt, dem besten von Petropolis, und dem Direktor des Krankenhauses wurde noch telegraphisch der beste Fieberarzt aus Rio zu Rate gezogen, eine Schwester des „strangers hospital" aus Rio gerufen, um Dahlen, der nicht portugiesisch sprach, den Verkehr mit den Wärtern zu erleichtern, kurz alles gethan, was möglich war. Und es wäre auch sicherlich den vereinten Anstrengungen gelungen, ihn zu retten, denn es war bereits ein Schritt zur Besserung gethan, wenn nicht die größte Gefahr für den Gelbfieberkranken, ein Witterungswechsel mit Gewitter, gerade am Tage nach der glücklich überstandenen Krisis eingetreten wäre. Dagegen war menschliche Hilfe machtlos. Fünf Stunden nach Niedergang des Gewitters war Dahlen verschieden. Er ist ohne Besinnung gestorben, nachdem er tags zuvor stark deliriert hatte, und hatte keine Ahnung davon, daß er am gelben Fieber litt. Bis zum letzten Moment des Bewußtseins war er froher Hoffnung, im Glauben, nur vom gastrischen Fieber befallen zu sein. Wir haben ihm am nächsten Morgen unter zahlreicher Teilnahme der deutschen Kolonie in Petropolis das letzte Geleit gegeben und ihn mit dem Segen des deutschen protestantischen Geistlichen beerdigt. Sein Grab wird, wenn auch fern von der Heimat, in deutscher Sitte mit Blumen und Denkstein geschmückt. So wird er ruhen, herzlich betrauert von uns und allen, die ihn als prächtigen Menschen gekannt und geschätzt haben, das erste und hoffentlich auch das letzte Opfer unserer Expedition.

Das gelbe Fieber tritt an der ganzen Ostküste Brasiliens von Pernambuco bis nach São Paolo hinab, je nach den Jahreszeiten, mehr oder weniger heftig auf, und namentlich sind, wie er-

wähnt, die Neuankömmlinge aus Europa der Gefahr, von ihm befallen zu werden, ausgesetzt. Weniger leiden die Brasilianer und fast gar nicht die Neger darunter. In Rio und Santos tritt das Fieber wohl am schlimmsten auf, vielleicht weil dort die zahlreichsten Fremden ankommen. Die Regenzeit begünstigt die Entwickelung des Fiebers am meisten, und namentlich sind es die letzten Monate derselben, in welchen es seine größte Verheerung anrichtet. In den Monaten November und Dezember sind meist nur vereinzelte Fälle vorgekommen, doch scheint dieser Sommer 1895 (d. h. unsre Wintermonate) weit fieberreicher zu werden als die früheren. Denn während sonst um diese Zeit nur 3—4 Fälle pro Tag verzeichnet werden, sind in diesem Jahre schon täglich 10—15 Fälle vorgekommen. Diese Zahl steigt im Februar bis auf 300 und mehr. So viele Todesfälle, wie sie die Cholera in Hamburg und Italien in dem letzten Jahrzehnt verursacht hatte, kommen also hier durch das gelbe Fieber nicht vor, obgleich die Stadt Rio mehr als 300,000 Einwohner hat. Da aber wohl 80 Prozent aller Fälle Fremde betreffen, so ist die Furcht des Europäers vor der Krankheit sehr begründet.

Die Ansteckung geschieht erfahrungsgemäß nur des Nachts; deshalb ziehen die meisten Fremden und die wohlhabenden River es vor, die, wenn auch weit entfernten, sicheren hoch gelegenen Orte in der Umgegend von Rio, zum mindesten während des Sommers, als Wohnsitz zu wählen und nur des Tags während der Geschäftsstunden in Rio zu verweilen. Das Bewußtsein, ohne Gefahr schlafen zu können, verlohnt es schon, jeden Tag 5—6 Stunden auf der Eisenbahn und Dampfschiff zu fahren, um fünf Stunden in Rio zu arbeiten. Diese fünf Stunden in Rio haben aber dieselbe ermüdende Wirkung wie bei uns 10—12 Stunden Arbeit. Das heiße Klima erschlafft ungemein und läßt eine längere Anspannung gar nicht zu; daher auch der langsame Geschäftsgang überall, der dem eifrigen, an europäische Verhältnisse gewohnten Fremden allenthalben „paciencia“ zuruft, was freilich den Choleriker zur Verzweiflung bringt.

Weil das gelbe Fieber meist nur Fremde erfaßt, so ist es auch erklärlich, wenn schon nicht entschuldbar, daß die brasilianische Regierung und vor allem die Stadtverwaltung der von ihr am meisten befallenen Städte noch nicht viel zur Abhilfe gethan hat.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-46019/fragment/page=0015

Daß man des Fiebers Herr werden kann, wenn man nur will, zeigt in Nordamerika die Stadt New Orleans, wo das Fieber früher furchtbar gewütet hat. Durch geeignete sanitäre Einrichtungen hat man diese Seuche ganz von dort vertrieben. Es treten im Verlauf der Krankheit so viele Variationen auf, daß ihr die Ärzte im allgemeinen noch ratlos gegenüberstehen. Mehrere Ärzte streiten sich darum, den Bacillus, den Krankheitserreger, gefunden zu haben, doch scheint diese Entdeckung noch keinen festen Boden zu haben, denn es werden noch fortwährend, namentlich von ausländischen Ärzten, Untersuchungen angestellt. Die Regierung hat wenigstens, um die Sache mehr anzuregen, einen Preis von 300 Contos in Gold (1,000,000 Mark) für ein gutes Fiebermittel ausgesetzt. Hierdurch werden sich vielleicht noch mehr Fachmänner, die bisher aus Furcht vor Ansteckung sich zurückgehalten haben, mit den Untersuchungen befassen. Es wäre sehr wünschenswert, daß einige gründlich vorgebildete Ärzte der Kochschen Schule aus Deutschland herüberkämen, um dieser Bestie energisch zu Leibe zu gehen.

Im allgemeinen unterscheidet man zwei Erscheinungsformen des gelben Fiebers. Die eine, die ihre Hauptverbreitung wohl in Mittelamerika, Cuba ꝛc. hat und auch voriges Jahr als „typho americano“ in Campinas in São Paolo furchtbar gewütet hat, äußert sich in einem plötzlichen Auftreten starken Kopfschmerzes nach absolutem Wohlsein. Eine halbe Stunde darauf tritt vehementes Blutbrechen aus Mund, Nase, Augen und Ohr ein, der Kranke streckt sich lang aus und ist nach ein paar Minuten tot. Der ganze Verlauf der Krankheit dauert eine Stunde; meist kann der herbeigerufene Arzt nur noch den Tod konstatieren. Die Panik in Campinas, einer Stadt von 30,000 Einwohnern, war so groß bei dem plötzlichen Massenauftreten dieser Krankheit, daß jeder, der noch ein paar Groschen übrig hatte, flüchtete. Zu ihrer Schande muß ich hinzufügen, daß die Ärzte, mit wenigen löblichen Ausnahmen, die ersten waren, die das Hasenpanier ergriffen. Daß die Zeitungen, wie es auch jetzt in Rio zumeist geschieht, die Epidemie einfach vertuschten, ist bei den hiesigen Verhältnissen nicht zu verwundern.

Die andere Form des gelben Fiebers tritt weniger rapid auf, aber meist noch in den ersten drei Tagen nach der Infektion. Sie beginnt am häufigsten mit dem Ausbleiben von Schweiß bei der

größten Hitze, starker Verstopfung und Kopfweh an den Schläfen. Hierzu tritt Fieber, aber selten über 40°. Der Urin wird trübe durch massenhafte Albuminabgabe. Die ersten Mittel sind daher starke Abführmittel und Schweißerreger, oft auch Brechmittel. Dann gilt es vor allen Dingen, die Nieren zu reizen, damit nicht das Albumin die Kanäle verstopft und die Nieren außer Thätigkeit setzt, denn dann tritt Blutvergiftung ein. Solange die Nieren funktionieren, ist noch keine eigentliche Gefahr vorhanden, selbst wenn das berüchtigte schwarze Erbrechen noch dazu kommt. Die Einwirkung auf die Nieren ist daher die Hauptaufgabe.

Bei unserm Freund Dahlen begann die Krankheit anders. Der Schweiß blieb nicht aus, und statt der Verstopfung trat Diarrhöe ein. Daher glaubte er nur an eine Indigestion des Magens, wie sie Dr. Ranke gehabt hatte, und auch der Arzt, der gleich, nachdem sich Dahlen gelegt hatte, gerufen wurde, konnte keine Diagnose auf gelbes Fieber stellen. Der Kranke erhielt allerdings Abführmittel, und der Schweiß wurde noch durch Packungen vermehrt, das Fieber ging auch herunter, aber am nächsten Tag zeigte sich das Albumin im Urin, und nun traten die andern Symptome schnell hintereinander auf. Schon hatten die Nieren fast einen Tag pausiert, gelangten aber doch wieder in Funktion, und er wäre, da der gefürchtete fünfte Tag der Krankheit überstanden war, gerettet gewesen, wäre der Witterungsumschlag nicht gekommen. Der Grund der Wirkung des Witterungswechsels auf den Zustand des Kranken ist wohl noch nicht erkannt, wenigstens konnte ich weiter keinen andern Aufschluß erhalten, als daß die Wirkung existiert. Ist der Kranke gerettet, so bleiben absolut keine nachteiligen Folgen zurück, auch ist die Zeit der Rekonvaleszenz eine verhältnismäßig kurze. Doch ist ein Rückfall, namentlich auch wieder bei Witterungswechsel nicht ausgeschlossen. Daß man öfters vom gelben Fieber befallen wird, kommt vor.

Zur Aufnahme der Kranken besitzt Rio zwei besondere Hospitäler, eins in Jurujuba, in einem der Stadt entgegengesetzten Arm der Bai, und ein neueres, vorzüglich eingerichtetes in der Vorstadt S. Christovão. Letzteres haben wir unter der Führung des Direktors und eines deutschen Arztes besichtigt. Es war dies kurz nach unserer Ankunft, am dritten Tag. Doch war der Besuch, wie ich hier ausdrücklich betone, für uns absolut gefahrlos, da

die Ansteckung nur des Nachts und zwar nur im Unterland erfolgen kann. Ich hebe dies nochmals hervor, weil Dahlen das Hospital mit besucht hat und der Ausbruch des gelben Fiebers kurz darauf erfolgte. Sämtliche Ärzte erklärten mir, daß der Besuch in São Christovão nicht die Ursache der Erkrankung sein könne. Hätten wir die Nacht darauf in Rio zugebracht, so wäre die Möglichkeit gegeben, daß der Besuch des Hospitals schuld gewesen sei, unter diesen Verhältnissen jedoch sei einzig und allein der in Rio am ersten Tag zugebrachten Nacht das Unglück zuzuschreiben. Das Hotel, welches wir damals gewählt hatten, war als das gesündeste in Rio bekannt. Nachträglich jedoch stellte sich heraus, das vorher ein und nachher drei Gelbfieberfälle im Hotel vorgekommen waren, die man natürlich alle vertuscht hatte. Ich habe der Polizei das Hotel als verseucht anzeigen lassen, doch haben jedenfalls einige hundert von interessierter Seite gespendete Milreis das ihrige dazu beigetragen, das Hotel nicht allgemein zu kompromittieren.

Durch den Tod Dahlens hatten wir nicht allein einen treuen Kameraden verloren, sondern es hatte auch unsre Expedition einen kaum ersetzbaren Verlust erlitten, denn Dahlen hatte als Photograph der Expedition sich lange Zeit in Deutschland für seine Aufgabe eingeübt und in der Behandlung der Aufnahmen unter allen nur denkbaren Verhältnissen eine große Fertigkeit erlangt. Aber auch seine Kenntnisse im Präparieren von Sammelobjekten waren uns höchst wertvoll. Am meisten betrauerten wir jedoch, wie gesagt, den stets bereiten liebenswürdigen und gewissenhaften Gefährten, der der Expedition sicher von größtem Nutzen durch seine Geschicklichkeit und Energie gewesen wäre. Es galt nun vor allen Dingen, für ihn einen passenden Ersatz zu finden, und hierüber konnten Monate dahingehen. Dank der gütigen Vermittelung des Herrn Foetterle in Petropolis, der während der ganzen schweren Zeit uns mit größter Aufopferung zur Seite stand, gelang es uns, in dem Sammler und früheren Lehrer Herrn Zisl, der vor mehreren Jahren aus seiner Heimat Steiermark nach São Paolo gekommen war und, stets in der Natur lebend, sich mit allen Verhältnissen gründlich vertraut gemacht hatte, einen geeignet erscheinenden Begleiter zu finden. Immerhin hatten die neuen Anordnungen, da wir während der Krankheit Dahlens an

irgend eine Vorbereitung für die Reise natürlich nicht denken konnten, viel Zeit gekostet; und auch die Erledigung der Geschäfte in der Stadt verlangte paciencia. Trotz alledem war ich doch nach vierwöchiger Hetze und Plage mit allem fertig. So lag der Abreise nichts mehr im Wege.

Unser nächstes Ziel ist die Hafenstadt Desterro in der Provinz Santa Catherina. Von da wollen wir eine auf nur kurze Zeit berechnete Expedition in die Serra Geral unternehmen, um die dortigen höchst interessanten unberührten Bugres-Indianerstämme zu besuchen. Und dann erst gedenken wir uns zur großen Expedition ins Matto-Grosso-Gebiet auf den Weg zu machen.

Bevor wir aber von Rio de Janeiro scheiden, werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Stadt und ihre Bewohner. Rio de Janeiro gleicht einer Sirene. Von der unvergleichlich schönen Bai aus scheint es das Ideal auf Erden zu sein, das den unerfahrenen Fremdling mit tausend Reizen anlockt. Ist dieser aber der Verführung erlegen, so erkennt er, welchem Scheusal er in die Arme geraten ist. Ich kenne keine Stadt, die mir so widerlich ist wie Rio; ich spreche durchaus nicht impressioniert von den schlechten Erfahrungen, die wir gemacht haben, sondern ganz objektiv.

Gestank, Schmutz und verrohtes Wesen, das sind die Haupteigenschaften dieser Hauptstadt eines Reiches, das zehnmal so groß und so reich ist wie Deutschland. Mit Ausnahme einiger schön angelegter Parks hat die Stadt, die zu durchqueren wohl 2—3 Stunden kostet, keine Kulturschönheiten; monumentale Gebäude sind verschwindend wenig anzutreffen. Einige Banken, wie die deutsche und italienische, weisen höchst luxuriöse Fassaden aus weißem Marmor auf, ein neues großes Bankgebäude ist soeben fertiggestellt. Die Regierungsgebäude, die aus der Zeit des Kaiserreichs stammen, sind ärmlich einfach. Das Palais ist in ein Nationalmuseum umgewandelt, das außer einer schönen brasilianischen ethnographischen Sammlung nicht viel Gutes birgt. Zumeist sind die sehr engen Straßen von zwei- bis dreistöckigen schmucklosen Häusern mit flach ansteigendem Dach besetzt, deren zahlreiche Balkons häufig so weit vorspringen, daß man fast bis zum gegenüberliegenden Balkon hinüberreichen kann.

In den dem Hafen zunächst liegenden Straßen überwiegen die Engrosgeschäfte, Shipshandler und Kaffeeexporteure; in den

besseren Verkehrsstraßen die Juwelier- und Papierläden, die namentlich mit Abreißkalendern ihre Auslage zieren. Die Läden sind, mit Ausnahme einiger großer in englischem Stil eingerichteter Ausstattungsgeschäfte, sehr schmal, aber tief, und im Hintergrund sieht man häufig einen Maschinenbetrieb arbeiten, der der ganzen Geschichte ein sehr eifriges Aussehen verleiht. Die in Bahia noch häufige Verzierung der Fassaden mit Majolikakacheln trifft man hier seltener an. Der Verkehr in den Straßen, die nur mit sehr schmalen, schlechten Trottoirs und miserabelm Pflaster belegt sind, geschieht mittels „Bonds": Maultierbahnen, die fast durch jede Straße laufen und schneller und besser als bei uns die Pferdebahnen überallhin sehr billig den Verkehr vermitteln. Die armen Maultiere werden allerdings unbarmherzig malträtiert. Auf diesen Bonds bewegt sich der Personenverkehr für weitere Strecken, Wagen werden selten benutzt, weil sie zu teuer sind. Man zahlt für eine einfache Fahrt mit einem Tilbury, einer zweiräderigen Einspänner-Kalesche, die außer dem Kutscher nur einen Fahrgast trägt, kaum weniger als 5 Milreis, ein Zweispänner, für mehrere Personen auf zwei Stunden gemietet, kostete uns 18 Milreis. Auf den Schienen der Bonds laufen auch die meisten Lastwagen und die Karren der Carregadores (Packträger), doch werden die Fuhrleute nicht bestraft, wenn sie auch auf dem Trottoir fahren, wodurch natürlich täglich viel Unglück geschieht.

Das Leben auf den Straßen ist sonst dem europäischen ähnlich; die Toiletten sind dem Klima wenig entsprechend, meist dunkel, die Herrn tragen vorwiegend schwarzen Rock oder Jackett, dafür machen sie es sich aber im Geschäft um so bequemer und empfangen selbst Geschäftsbesuche ohne Weste, Rock, Kragen und Kravatte. Den Cylinder, der jetzt als Zeichen des Royalisten gilt, sieht man selten. Dagegen hat man die angenehme Gewohnheit, auch bei den höchstgestellten Personen, Ministern ꝛc., kaum einen schwarzen Besuchsrock anziehen zu müssen, geschweige denn den Frack. In der Rua Ouvidor, die die besten Läden hat, konzentriert sich der Verkehr und erhält seinen Höhepunkt um 1/2 3—3 Uhr, wo auch die jungen Damen Rios, begleitet von ihren Müttern, ihre Einkäufe machen. Einige Straßen sind während der Geschäftszeit kaum zu passieren, namentlich die Oui-

tanda, wo das Zentrum des Kaffeehandels liegt. Tausende von Säcken werden dort täglich in die ebenfalls auf den Bondsschienen laufenden Lastwagen befördert, zuvor aber von einem vom Käufer angestellten Kontrolleur mit einem Messer, an welchem sich unten ein Cylinder befindet, angestochen. Aus jedem Sack entnimmt er eine Probe und vergleicht sie mit dem Muster. Die zahlreich herunterfallenden Kaffeekörner werden, mögen sie auch mitten in die bei Regen teichgroßen Pfützen gefallen sein, mit dem Schlamm von alten Negerweibern aufgelesen, ausgesiebt und gewaschen und dann verkauft. Wer weiß, wie viel derartiger Kaffee schon durch unsere Kehlen gelaufen ist.

Sehr belästigt wird man überall von den zahlreichen Bettlern, meist Negern, die allerlei ekelhafte Krankheiten offen zur Schau tragen. Die Lepra, der Aussatz, ist sehr häufig in Brasilien. Doch laufen trotz der großen Ansteckungsgefahr die meisten damit Behafteten frei herum; nur auf direkte Veranlassung der Angehörigen und bei Verbrechern wird eine Internierung im Leprahospital angeordnet. Wir haben das Leprahospital in der Vorstadt Caju bei Rio besucht und die armen unrettbaren Geschöpfe gesehen. In den verschiedensten Stadien wurden uns Kranke vorgeführt. Die Krankheit besteht im allgemeinen in einer Schrumpfung und Abdorrung der Gliedmaßen, die dadurch bis auf Stümpfe reduziert werden, aber auch die Augen, Nase, Ohren schwinden, die Zähne fallen ab, und die Augen treten, ganz grau gefärbt, wie bei Krebsen weit heraus. Dabei ist die Haut mit Flecken am ganzen Körper bedeckt. Durch die Behandlung im Hospital kann der Verlauf der Krankheit höchstens verzögert werden, Heilung gelingt fast nie. Daß uns nach dieser Visite ein Frühstück, das wir im Hospital selbst vorgesetzt bekamen, nicht geschmeckt hat, wird wohl niemand bezweifeln.

Der Hausierhandel in den Straßen schien mir weniger lebhaft als in Lissabon; am meisten trifft man fliegende Zuckerwarenhändler an, sowohl solche, die in Glastischchen ihre Ware vor Restaurationen ꝛc. aufstellen, als auch meist junge Kerls mit Brettern voll Zuckerzeug, das sie in buntes Papier gewickelt auf den Bonds ausbieten. Außerdem gehen wie in Lissabon, aber namentlich in den Vorstädten, Fisch- und Gemüseverkäufer mit Körben, die an Stangen balancieren, umher. Aber unter all den

Passanten der Straßen sieht man nur selten indianisches Blut, während die Mischung von schwarz bis weiß in allen Variationen vertreten ist. Der eigentliche Brasilianer hat meist ein verlebtes gelbes Gesicht, dunkles Haar und dunkle Augen, kleine oder mittlere schmale Figur. Er spricht sehr viel und laut, ist im allgemeinen höflich, verspricht aber meist mehr, als er hält, und braucht zur Erledigung einer Sache unglaublich viel Zeit. Paßt ihm etwas nicht, so wird er unausstehlich und weist mit einer höchst charakteristischen Mauschelbewegung der Hand und mit Achselzucken jeden weiteren Antrag ab. Es kommt vor, daß Postbeamte, um jemand zu ärgern, einfach Briefe vier Wochen zurückbehalten, trotz Reklamation und Beschwerde.

Der Handel in Rio ist zum größten Teil in den Händen von Ausländern, unter denen der Deutsche jetzt den ersten Platz einnimmt. Seit der Revolution, in der der Deutsche, namentlich aber der deutsche Gesandte, Geheimrat Kraul, sich durch seine Neutralität, und dabei durch große Energie in der Vertretung der deutschen Interessen, rühmlich vor andern Nationen hervorgethan hat, sind die Sympathien der Brasilianer Deutschland zugewandt, und der deutsche Handel hat hierdurch einen großen Nutzen erfahren. Mehr und mehr tritt dagegen der französische und englische Handel zurück; die Streitfrage über die Zugehörigkeit der kleinen Insel Trinidad zwischen Brasilien und England hat hierbei einen großen Anteil; z. B. will Brasilien nun seine Kriegsschiffe dem Vulkan in Stettin, statt wie bisher England, zur Reparatur senden. Die deutsche Kolonie in Rio hat in dem Klub Germania ihren Kristallisationspunkt. In den schönen Räumen des seit 70 Jahren bestehenden starken Klubs habe ich viele schöne Stunden zugebracht. Man findet dort wohl die reichhaltigste Bibliothek Rios, deren Katalog alle bis in die neueste Zeit erschienenen Hauptwerke des allgemeinen Wissens und der schönen Litteratur umfaßt.

Wie ich schon früher erwähnte, lebt ein großer Teil der besseren Gesellschaft Rios im Sommer in Petropolis, um dort vor dem Fieber sicher zu sein. Auch wir haben vier Wochen dort zugebracht. Man hat Petropolis das Baden-Baden Brasiliens genannt, und nicht ganz mit Unrecht. Zwar ist von der Eleganz und dem Komfort dort keine Spur zu finden, die man in Baden

sieht, doch erinnert die Lage ungemein an die deutsche Schwarzwaldgegend. Petropolis zieht sich wie ein Adernetz zwischen einer Gruppe von Bergen des Orgelgebirges in engen Thälern weit hin und hat wohl eine Ausdehnung von über einer Stunde bei einer Einwohnerzahl von ungefähr 30,000. Durch fast alle die Thälchen fließen Bäche und Flüsse, an denen die Hauptstraßen entlang laufen. Diese sind im Gegensatz zu denen von Rio breit und gut gehalten, abends mit elektrischem Licht beleuchtet, und an ihnen liegen eine Menge kleiner und größerer Villen, deren schön angelegte Gärten direkt an den dicht bewaldeten Berg stoßen. Das diplomatische Korps bildet den Hauptstamm der Gesellschaft von Petropolis, denn die meisten Gesandten und viele Konsuln leben hier oben und gehen nur mehrmals die Woche nach Rio hinab. Sie sind es, die auch den Komfort des europäischen Lebens mit in ihre Häuser hinaufgebracht haben. Nicht selten sieht man die unglaublich teueren Pferde durch ein Paar reizende Maultiere ersetzt. Mietswagen sind in Petropolis billiger und besser als in Rio, auch gute Reitpferde für längere Touren sind zur Hand. Nur sind sie durch die schlechte Gewohnheit der Brasilianer, stets Paßgang, vorn Galopp, hinten Trab, zu reiten, total verdorben.

Auch in Petropolis ist die deutsche Kolonie sehr stark, denn Petropolis ist ursprünglich als deutsche Kolonie angelegt worden; es sprechen daher die meisten Handwerker und Landleute deutsch. Zur Zeit des Kaiserreichs war Petropolis Sommerresidenz. Das Palais des Kaisers sowie das Palais der Prinzessin sind jetzt in Verwaltungsgebäude und in ein Mädchenpensionat umgewandelt, der Park dient als öffentlicher Garten. Von Vergnügungen ist in Petropolis nicht viel zu finden, wenn man nicht etwa die sehr mittelmäßigen Militärkonzerte als solche nennen will. Das Militär macht einen höchst bedenklichen Eindruck. Was kann man aber auch von diesem Gesindel, dessen Offizierkorps sich nur aus den fragwürdigsten Elementen, meist Mulatten, zusammensetzt, andres erwarten. Die nach französischem Schnitt gebaute Uniform kontrastiert lebhaft mit den schwarzen Negergesichtern, deren Lippen mit den roten Hosen an Röte wetteifern. Schlimmer als das Militär ist noch die Polizei. Ihr geht man am besten aus dem Weg, denn wo es was zu räubern gibt, ist der Polizeisoldat der beste Mann dabei. In Petropolis liegen die Verhält-

nisse besser, denn der Respekt vor den fremden Diplomaten hält die Bande etwas in Zucht.

Die Umgebung von Petropolis ist außerordentlich reich an Naturschönheiten. Das sehen wir schon auf der Bahnfahrt von Rio herauf. Nachdem die bequeme Fähre uns von Rio aus nach einstündiger Fahrt durch die herrliche Bai hinüber nach Mauá gebracht hat, steigen wir in den an der Fähre wartenden Zug. Für Abonnenten und für die Diplomaten sind besondere Wagen eingestellt, die weniger Glücklichen beginnen nach Verlassen der Fähre ein Wettlaufen um einen guten Platz.

In rasender Fahrt bringt der Zug uns an den Fuß der Serra. Rechts und links liegt dichtes Sumpfgebüsch, in dem Orchideen herrliche Blüten entfalten. Von der Tierwelt ist außer einigen schnell entfliehenden Vögeln wenig zu sehen, doch sollen die aus blühenden Rhododendren, kleinen Palmen und anderen kleineren Bäumen bestehenden Dickichte auch viel Getier beherbergen, kleinere Säugetiere, Schlangen und Vögel, namentlich Bekassinen, die häufig die Jäger in diese Gegend ziehen. An feuchteren Stellen ist das Dickicht lichter, und es bedeckt dichter Papyrus und eine prachtvolle weiße Lilie die Wasserflächen. Nur an einzelnen höher gelegenen Punkten blickt eine kleine Hütte zwischen einem Dutzend Bananenbäumen und einigen Königspalmen hervor. Ab und zu läßt die Lokomotive ein anhaltendes Pfeifen ertönen, um einige Pferde oder Rinder, die sich den Bahndamm als Spazierweg ausgesucht haben, zu vertreiben. Da die Tiere aber schlecht vom Damm rechts oder links wegkommen können, so jagen sie in voller Karriere einige Kilometer vor der Lokomotive her, bis sie endlich eine freie Passage ins Dickicht finden.

In Raiz da Serra, einem kleinen Dorf am Fuß des Orgelgebirges, beginnt die Zahnradbahn. Der Zug wird auseinandergekoppelt, und jeder Wagen erhält eine besondere Maschine, die ihn schiebt. Die Fahrt bis hinauf nach Alto da Serra, welches 850 m über dem Meeresspiegel liegt, ist unbeschreiblich schön; fortwährend entrollen sich die herrlichsten Naturbilder. Bald blickt man von hoher Brücke in tiefe, von üppigsten Baumfarnen, Palmen und Cleropien überwucherte Bergschluchten hinab, in deren Tiefe das klarste Wasser rauscht, bald schaut man hinauf zu den Granitdomen, die nackt mit himmelansteigenden Wänden

aus dem dichten Wald herausragen, bald erscheint, eingerahmt von den schönsten Bergformen, tief unten die im hellen Sonnenlicht strahlende Bai mit ihren vielen Inseln und, vom andern Ufer vor den blauen Silhouetten des Corcovado und der Tejuca ausgebreitet, Rio, während oben in den Schroffen des Vordergrunds wild zerrissenes Gewölk sich jagt. Der Abwechselung ist so viel, daß die Stunde rasch vergeht, die der Zug braucht, bis er die Höhe des Plateaus erreicht hat. In Alto da Serra wird der Zug wieder verbunden und fährt nun durch die reizenden Thälchen in 10 Minuten bis zum Bahnhof Petropolis. Von hier aus setzt sich dann die Bahn bis Neu-Freiburg fort, immer die schwarzwaldartigen Schönheiten rechts und links.

Durch die Abwechselung der Beleuchtung und die verschiedenen Wolkenbilder bietet die Fahrt die Serra hinauf auch für den täglich diese Tour machenden Reisenden immer wieder neue Reize, und ein erquickendes Labsal ist ihm jedesmal die enorme Luftveränderung, die auf der Fahrt rapid auftritt. Nach dem Kohlendunst in Rio atmet er mit doppeltem Genuß die gute Bergluft auf der Höhe. Leider hat aber Petropolis den Nachteil, daß unter 10 Regentagen nur ein Sonnentag zu finden ist, denn der Meeresdunst schlägt sich an den Wänden des Orgelgebirges bei Süd- und Ostwind andauernd nieder, nur der Nordwind bringt gutes Wetter. Es kann daher in Rio das schönste Wetter sein, während es in Petropolis regnet und dabei oft recht kalt ist. Rheumatismus ist darum sehr verbreitet, und man ist gezwungen, sofort nach dem Eintreffen aus Rio sich warm umzuziehen. Doch nimmt man diesen geringen Nachteil gern mit in Kauf, da man dabei dem Gifthauch Rios entgeht und gute Bergluft während der Nacht atmen kann.

Unser Verkehr in Petropolis war ein ziemlich reger. Vor allem war es das gastfreie Haus des deutschen Konsuls, Herrn Dr. Wever, in dem wir wie alte Freunde aus und ein gehen durften. Seine Besitzung, die er mit seiner Frau und zwei kleinen Mädchen bewohnt, ist wohl die schönste von ganz Petropolis durch den herrlichen ausgedehnten Garten. Aber auch im Haus des Gesandten, Herrn Geheimrat Kraul, wurden wir freundlich aufgenommen und haben durch ihn und den Sekretär, Herrn von Erckert, die größte Förderung erhalten. Im Hotel Niederberger

gab sich unter den dauernden Pensionären bald ein herzlicher Verkehr. Nicht minder aber bin ich Herrn Foetterle zu Dank verpflichtet, der uns während unseres ganzen Aufenthalts in Petropolis und Rio mit der größten Bereitwilligkeit durch Rat und That unterstützt hat, und ich bedaure unendlich, ihn nicht zum Reisebegleiter gewonnen zu haben, da er als vorzüglicher energischer Kamerad und Kenner der Natur uns vom größten Nutzen hätte sein können. Eine Sehenswürdigkeit ist seine höchst kostbare Sammlung brasilianischer Schmetterlinge, die einzig in ihrer Art ist. Mit der größten Liebe widmet er alle freie Zeit, die ihm sein Beruf als Musiklehrer übrigläßt, seiner Sammlung und hat mit Sammlern der ganzen Welt Verbindung, denen er Schmetterlinge schickt. Durch ihn gewann ich auch Herrn Zisl, der für ihn lange Zeit in São Paolo sammelte. Eine interessante Bekanntschaft war die mit einem alten Frankfurter, Herrn Doerr, der hoch oben im Wald auf der Besitzung eines in Europa lebenden Brasilianers ein Einsiedlerleben führt und namentlich sich Mühe gibt, Affen zu zähmen und sie in ihrem Leben und Treiben zu beobachten. Seine Beobachtungen würden für den Biologen gewiß von großem Wert sein.

Desterro — Blumenau.

14. 12. 93. So war unser Aufenthalt in Rio beendet, und wir konnten am 14. Dezember, nachdem auch meine Patronen, die durch einen Irrtum von der Zollbehörde zurückgehalten und erst in letzter Minute herausgeholt werden konnten, verladen waren, mit dem Dampfer „Itaipava", begleitet von den Wünschen all unserer neuen Freunde, wieder in See gehen. Wir ließen zum letztenmal Rio mit der Bai paradieren, schwenkten südlich um den Zuckerhut und fuhren der Küste entlang auf Desterro zu. Der Dampfer war klein, aber sehr reinlich, die Kabine verhältnismäßig groß, das Essen vorzüglich. Hätte man andere Schiffsgesellschaft gehabt, so würde man sich kaum in Brasilien geglaubt haben. Jedoch die verschiedenen Färbungen der Gesichter ließ darüber keinen Zweifel. Die Frauen trugen, wie allgemein in Brasilien,

bis Nachmittag um vier zum Diner die ominösen Papierwickel im unfrisierten Haar. Da das Schiff von englischen Offizieren geführt wurde, so war dies eine kleine Lebensversicherung, denn der Brasilianer ist ein schlechter Seemann. War es uns doch auf der von Rio nach Mauá fahrenden Barke oft passiert, daß es mehr als eine Viertelstunde dauerte, bis richtig am Quai angefahren werden konnte; einmal wurde uns auch beim allzu nahen Passieren eines großen Segelschiffes, das vor Anker lag, die halbe Kommandobrücke vom Bugspriet abgerissen.

Früh am Morgen des 17. Dezember liefen wir durch die herr- 17. 12. 95.
liche Einfahrt in den Hafen der auf der Insel Santa Catherina liegenden Stadt Desterro und wurden, nachdem der Anker niedergegangen war, vom deutschen Konsul, Herrn Hoepcke, herzlichst empfangen. Unser Aufenthalt in Desterro war nur auf so lange vorgesehen, bis für die von hier aus zu unternehmende Expedition zur Erforschung der Bugres-Indianer das nötige Gepäck aus dem Gros unsrer Ausrüstung ausgelesen und neu verpackt sein würde. Fast acht Tage lang wurden täglich von 9—4 Uhr Kisten geöffnet, gekramt, abgewogen und schließlich alles Nötige in extra für Maultierlasten geeignete „Carrierekisten" und Säcke gepackt.

Desterro oder, wie es offiziell heißt, Florianopolis, getauft nach einem verstorbenen zweifelhaften Ehrenmann, dem Präsidenten Floriano Peixoto, ist ein Rio de Janeiro im kleinen. Ob man von Norden oder von Süden sich der Stadt nähert, der Eindruck, welchen das am Ufer unter grünen Höhen in der Bucht gelegene Städtchen macht, ist gleich schön. Die langgestreckte Insel Santa Catherina nähert sich nördlich von der Stadt dem Festland auf weniger als 500 m in einem romantischen Kap, das, mit einem Kirchhof und cypressenartigen Araukarien gekrönt, einen durchaus italienischen Eindruck macht. Dieses Kap trennt den Nordhafen vom Südhafen, deren Benutzung je nach dem Gang der See wechselt. Größeren Schiffen verwehren die weiter hinaus liegenden Barren, die sehr schwer passierbar sind, den Eingang. Daher ist der Verkehr von Desterro nur auf Küstenfahrzeuge und kleinere Segler beschränkt.

Am Strand des Südhafens war die Stadt angelegt worden, und dort entwickelt sich das Geschäftsleben. Es liegt zum größten Teil in den Händen der beiden deutschen Firmen Carlos Hoepcke

und Ernesto Bahl, die nicht nur die Insel, sondern auch das ganze Festland von Santa Catherina, sogar Paraná mit ihren Importartikeln versehen. Die deutsche Kolonie in Desterro setzt sich vorwiegend aus Kaufleuten und Handwerkern zusammen, die zum Teil erst aus den großen Kolonien Blumenau und Joinville nach der Insel herübergekommen sind. Auch das beste „Hotel" ist in der Hand eines Deutschen, doch ist das gemietete Gebäude in einem jämmerlichen Zustand und eigentlich nur als ein Konglomerat von stinkigen Buden zu bezeichnen, in denen man bei starkem Regen fast den Schirm aufspannen muß. Der Wirt geht jedoch mit der Absicht um, auszuziehen und sich anderwärts besser einzurichten. Die Straßen sind verhältnismäßig reinlich, aber sehr steil und ohne genügende Kanalisation, so daß sie sich bei Gewitterregen in Gießbäche verwandeln. An öffentlichen Gebäuden besitzt Desterro nichts Bedeutendes. Zwei im Jesuitenstil erbaute Kirchen geben der Stadt einen besonderen Charakter, ein neues Gouvernementsgebäude im Renaissancestil ist im Bau. Die Steinhauerarbeit, von Arbeitern aus Montevideo ausgeführt, die täglich ein Pfund erhalten, ist daran nicht übel. Natürlich kostet das Gebäude ein Sündengeld. Ein kleiner öffentlicher Garten mit einem Denkmal zur Erinnerung an den Paraguaykrieg repräsentiert das Schönheitsgefühl der brasilianischen Einwohner.

An der Praia de Foro, dem Nordstrand, strecken sich die reizend gelegenen Landhäuser der Begüterten am Meeresufer hin. Diese Landhäuser, Chacaras, sind häufig mit Weideland und Pflanzungen verbunden, auf welchen Maniok, Mais und Kaffee gebaut wird. Letzterer gilt als der beste ganz Brasiliens, wird aber nur wenig exportiert. Wären nicht einzelne majestätische Königspalmen als Staffage vorhanden, so würden die weiten Weidestrecken, auf welchen wirkliches Gras wächst (in Rio findet man keinen Rasen), unseren Wiesen des Schwarzwaldes gleichen. Rindvieh und Pferde, meist argentinische, sowie Mulos haben Feld genug, um sich darauf zu tummeln. Die Landhäuser selbst haben nur ein Geschoß und sind breit angelegt, aber einfach; üppige Gärten, in denen die in Santa Catherina prächtig gedeihenden Orchideen als Hauptzierden angepflanzt sind, hüllen die Häuschen fast ein. In der Villa des deutschen Konsuls, Herrn Hoepcke, und des Herrn Bahl verlebten wir in angenehmster Ruhe die

Abendstunden nach der Anstrengung und Hitze der Tagesarbeit. Bei Vahls, dessen Borkenhaus am Ende des Gartens hart am Strand besonders zur Gemütlichkeit einläd, wurde so manche Flasche Pschorr in heiterstem Kreise geleert. Die liebenswürdige Wirtin bereitete uns oft den langentbehrten Genuß eines guten Klaviervortrags, den der lustige Herr Hieber mit gleich gutem Violinspiel begleitete.

Endlich war alles gepackt; noch feierten wir ein frohes Weih- 26. 12. 95.
nachtsfest im Kreis unserer neuen Freunde Vahl, dann brachte uns am 26. früh ein Segelboot auf das Festland hinüber. Der Ritt von dort bis nach Tejuca war, namentlich seiner landschaftlichen Schönheiten halber, sehr lohnend. Andauernd ging es bergauf, bergab; zuerst immer hoch auf dem steil abfallenden Meeresufer entlang, unten das tiefblaue Meer, das sich in blendendem Schaum an den zahlreichen Klippen brach, drüben die grünen Höhen der in der Ferne in Dunst verschwimmenden Insel, dann weiter und weiter landeinwärts über waldige Berge. Um 11 Uhr zogen wir müde nach neunstündigem Ritt durch das langgestreckte Tejuca, und erreichten endlich das Gasthaus eines Deutschen, das am andern Ende des Ortes lag.

Vor dem Haus trat uns eine in schwarzen langen Rock gehüllte hagere Gestalt entgegen, die in salbungsvollem Ton fragte: „Sind die Herren von der Anthropologischen Gesellschaft? Ich bin Dr. Bleier, der Arzt von Brusque.“ Der würdige Herr setzte sich bald darauf beim Abendessen zu uns und gab uns die abenteuerlichsten Berichte über die Bugres-Indianer, ihre Überfälle, über die gegen sie unternommenen Razzias, seine Beteiligung dabei ꝛc.; aber er blamierte sich einige Male bös in medizinischen Dingen und machte allmählich einen etwas verdächtigen Eindruck. Wir gingen bald zu Bett, und in unserer Kammer äußerte ich zu Dr. Ranke, daß mir der Herr Bleier den Eindruck eines Jesuiten in seinem Aussehen und seiner Sprache mache. Andern Morgens begrüßte uns der Medicus höchst kühl. Er habe die Ehre gehabt, neben uns zu schlafen, und habe daher unser Gespräch mit angehört. Er müsse sich sehr wundern; er hätte geglaubt, große Geister vor sich zu haben, und hätte nun eine derartig lächerliche Verdächtigung hören müssen. Dabei wurde der Mann flegelhaft, und ich konnte ihn erst zur Ruhe bringen,

nachdem ich ihm ein paar Ohrfeigen angeboten hatte. Wie ich nachher erfuhr, ist Bleier zuerst nach Blumenau gekommen, um dort Giftschlangen zu studieren. Als ihm das Geld ausging, wurde er dort Volksschullehrer, prügelte aber die Kinder derartig und lehrte sie solch dummes Zeug, daß man ihn hinauswarf. Da präsentierte er in Blumenau ein Promotionszeugnis der medizinischen Fakultät in London (!), wurde als praktischer Arzt anerkannt und verbrach die unglaublichsten Kuren, bis ihm die Kundschaft ausblieb. Nun verzog er sich nach Brusque, wo er die Menschen weiter „heilt". Man kann aus diesem Fall zur Genüge sehen, was hier alles als „approbierter Arzt" herumläuft. Gott sei Dank ist eine Besserung dadurch eingetreten, daß jetzt im allgemeinen jeder auch in Deutschland approbierte Arzt sich in Brasilien noch einer Prüfung unterziehen muß.

Nach diesem Intermezzo mit Herrn Bleier fuhren wir vierspännig in flottem Tempo durch die mit Reis und Baumwollenstauden besetzten Niederungen des Rio Tejucão nach den Kolonien Nova Trente und Brusque. Die Fahrt führte uns eine Reihe der interessantesten Kolonisationsbilder vor Augen. Man glaubt, in einem Tag von Brasilien durch Oberitalien nach Deutschland zu reisen, so sehr haben die neuen Bewohner der Landschaft ihren charakteristischen Stempel aufgeprägt. Die Landschaft selbst ist auch ungemein geeignet, eine für alles passende Staffage zu bilden; dichte Waldberge, die auf einige Entfernung den tropischen Charakter verlieren, und, wo der Wald abgetrieben und abgebrannt ist, weite Maisfelder und Weideland, auf dem zahlreiches Vieh friedlich weidet. Ob nun dazwischen die steinbedeckten oberitalienischen Bauernhäuser hinter Mauern ihr düsteres Grau zeigen, oder ob aus der Thür eines schwäbischen Blockhauses eine deutsche Bäuerin ihr Grüß Gott fröhlich zuruft, man fühlt sich eben nicht in Brasilien, sondern dort im Etschthal und hier im Schwabenland und ist überrascht, wenn in einem derartig deutschen oder italienischen Dorf ein Mensch auch portugiesisch spricht. Dort spielt man Boccia und trinkt selbstgebauten Wein, hier wird gekegelt und ein miserables Nationalbier dazu gekneipt. In Nova Trenta hatten wir den Wagen gewechselt und konnten daher vor Eintritt der Nacht noch in Brusque sein. Im Haus des Kaufmanns Bauer fanden wir für die Nacht gute Unterkunft.

Der nächste Tag brachte uns nach Blumenau. In hellem 28. 12. 95.
Mondschein erreichten wir den Itajahy und fuhren denselben lange Zeit entlang. Lebhaft trat mir die Erinnerung an Heidelberg vor Augen, und ich würde mich nicht gewundert haben, hinter einer Krümmung des im Silberglanz dahinfließenden Stromes das alte ehrwürdige Schloß vor mir auftauchen zu sehen.

Im „Hotel Lange" wurden wir vom alten Wirt herzlich empfangen und in die Gaststube geleitet. Bald fanden sich einige Herren, an die Herr Bahl telegraphiert hatte, ein, begrüßten uns freundlich und kneipten mit uns bis spät in die Nacht. Es war genau so gemütlich wie am Honoratiorentisch einer deutschen Provinzialstadt.

Als ich am nächsten Morgen mir den „Stadtplatz Blumenau" näher ansah, war ich etwas enttäuscht, denn von einer Stadt in unserm Sinn ist nichts zu sehen, sondern auf eine Länge von ca. 1,5 km sind an der sogenannten Hauptstraße und zwei kurzen sich kreuzenden Nebenstraßen die kleinen Kolonistenhäuser etwas mehr aneinander gedrängt: das ist die Stadt. Nur wenige Gebäude haben zwei Stockwerke. Abseits auf freien Hügeln stehen die katholische und protestantische Kirche sowie die Pfarrhäuser und das Stift der Kapuziner, die eine Pension für Kinder halten. Zum Schützenhaus, dem Rendezvous der fashionablen Welt Blumenaus, geht man eine Viertelstunde durch Wiesengrund. Dieser Stadtplatz, zugleich Hafenplatz des Itajahy, den zwei kleine Dampferchen, Progresso und Blumenau, unter deutscher Flagge von Itajahy bis Blumenau befahren, und Sitz des Gerichts und der Behörden, bildet ungefähr den Mittelpunkt der Kolonie Blumenau, die einen Flächeninhalt etwa wie die Thüringischen Staaten hat. Mehrerer Tagereisen bedarf es, um von Blumenau bis zu den äußersten Kolonisten an der Serra zu gelangen. Die Gemeinde thut hier aber sehr viel für die Herstellung guter Verbindungen und hat bereits über 3000 km fahrbaren Weg in der Kolonie gebaut.

Deshalb ist Blumenau noch sehr im Aufblühen begriffen. Etwa 50,000 Kolonisten haben sich bereits angesiedelt und kommen zumeist recht gut fort. Der Grund und Boden wird in etwa 1/2 qkm großen Parzellen nur an verheiratete Kolonisten abgegeben, die dafür 250 Milreis zu zahlen haben. Werkzeug

erhalten sie geliefert. Die ersten zwei Jahre geht es den Kolonisten meist herzlich schlecht, bis sie das Land, auf dem dichter Urwald steht, so weit urbar gemacht haben, daß sie darauf bauen können. Das Verfahren ist reiner Raubbau. Man schlägt den Wald, soweit es möglich ist, nieder und läßt die dicken Baumstämme stehen. Nachdem der Schlag getrocknet ist, wird er angezündet, und wenn das Feuer alles Gestrüpp vernichtet hat, wird zwischen die halbverkohlten Stämme der Mais, das Hauptprodukt der Kolonisten, eingesät. Ein solches Feld nennt man eine Roce (Roça). Neben Mais bilden Maniok, etwas Zuckerrohr, Baumwolle und Tabak die wichtigsten Erträgnisse. Mehrere Jahre wird lustig weitergebaut, ohne den Boden ruhen zu lassen. Verliert er schließlich an Ertragsfähigkeit (ich habe nahe bei Laguna Rocen gesehen, die seit 40—50 Jahren nicht brach gelegen haben), so wird diese Roce mehrere Jahre, je nach der Länge der vorhergehenden Bebauung, brach liegen gelassen und ein anderes Stück dafür abgetrieben. Auf dem verlassenen Stück wuchert der junge Wald unterdes lustig wieder empor und bildet nun die Capoeira, die später wie der Urwald wieder „abgeroçt" wird.

Mehrere Rocen werden jedoch für Weideland reserviert, auf welchen das Rindvieh vorzügliche Nahrung findet, so daß jetzt die Butter, die im großen von einzelnen Kolonisten aufgekauft und in Büchsen gelötet wird, den Hauptexport für Blumenau nach Rio und weiter bildet. Auch Holz wird jetzt mehr und mehr ausgeführt, und eine Reihe Schneidemühlen haben Arbeit genug. Siebzehn Bierbrauereien, allerdings zumeist kleine Anwesen, decken den Bedarf der durstigen Blumenauer. Eine Zigarrenfabrik liefert ein ganz rauchbares Kraut, das dem Pfälzer Tabak entschieden überlegen ist. Auch Kunsttischlerei wird in letzter Zeit betrieben. So blüht in industrieller und kommerzieller Hinsicht die Kolonie recht gut auf. Ein neuerbautes Liebhabertheater, das sich selbst in einer deutschen Stadt sehen lassen kann und eifrig besucht wird, sowie zwei Zeitungen, die „Blumenauer Zeitung" und der „Urwaldbote", geben die nötige geistige Nahrung. Erfreulich ist es, daß sehr viel in den Häusern die Werke des Vereins für Bücherfreunde vertreten sind.

Sehen wir uns nun die Blumenauer Gesellschaft an, so ist es zunächst eine merkwürdige Erscheinung, daß fast keiner der

jetzt an der Spitze der Blumenauer Zivilisation stehenden Leute als das nach Blumenau gekommen ist, was jetzt seinen Beruf ausmacht. Aber nur wenige der Kolonisten haben die Absicht, wieder nach Deutschland zurückzukehren, die meisten fühlen sich im Kreis ihrer großen Familie so wohl, daß sie sich politisch ganz brasilianisiert haben. Je mehr Kinder sie haben, um so besser ist es für sie, denn um so mehr Arbeitskraft steht ihnen zur Verfügung. Sobald der Junge 18—20 und das Mädchen 14—16 Jahre alt ist, gedenken die Eltern sie zu verheiraten, um hierdurch den Familienbesitz zu erweitern, denn wie erwähnt, erhalten nur Verheiratete vom Staat Grundstücke verkauft. Hierdurch verwachsen sie ganz und gar mit dem Land und beteiligen sich, obgleich sie sich als Deutsche fühlen, an der Politik fast stärker als die eingeborenen Brasilianer. In der Revolutionszeit war Blumenau einer der Hauptschauplätze der Wirren und Kämpfe zwischen Legalen und Föderalisten. Der Umsicht und Klugheit des damaligen Polizeipräsidenten Blumenaus, des jetzigen Advokaten Leutnant a. D. Doerr, ist es namentlich zu verdanken, daß die Kolonie von den durchziehenden Truppen der kriegführenden Parteien wenig zu leiden hatte. Sonst würde Blumenau wohl nicht auf der Höhe stehen, die es jetzt einnimmt.

Der Neujahrstag war Besuchen gewidmet. Dabei machte ich 1. 1. 96.
die interessante Bekanntschaft des greisen Naturforschers Dr. Fritz Müller, der, abgeschlossen von der Welt und von seiner Tochter gepflegt, sich pflanzenbiologischen Studien hingibt. Wir fanden ihn inmitten seiner Schätze mit verbundenem Fuß. Bei seiner Gewohnheit, barfuß zu gehen, hatte er sich stark verletzt, ließ aber an Herzlichkeit und Frische nichts zu wünschen übrig. Auch Herrn Odebrecht, der sich als Ingenieur um die Aufnahme des Landes sehr verdient gemacht hat, wie Herrn Photograph Scheidemantel, den Meteorologen der Kolonie, suchten wir auf.

In dem Pensionat der Franziskaner ließ ich mir dann einen Bugrejungen vorführen, um einige Vokabeln von ihm zu erhalten, doch stellte es sich heraus, daß er nicht von den Bugres Santa Catherinas stammte, sondern zu einem ganz andern, schon bekannten Bugrestamm im Westen gehörte. Nützen konnte er mir also nichts. Einige Waffen der Bugres konnte ich in der Kolonie erhalten, sonst aber nur ungünstige Nachrichten über diese Stämme

einholen; sie sollen in Blumenau feindseliger als irgendwo auftreten und gaben während unserer Anwesenheit beredten Beweis davon, indem sie zwei erfolgreiche Überfälle mit Mord und Raub auf Kolonisten ausführten. Ich hielt es daher für ungeeignet, Blumenau als Ausgangspunkt für meine Bugre-Untersuchungen zu wählen, und hoffte, mit mehr Glück das Tubarãogebiet untersuchen zu können.

2. 1. 96. Am 2. Januar brachte uns die „Blumenau" den Itajahy hinab bis zum Hafen Itajahy. Viel Interessantes bot die Fahrt nicht; zahlreiche Kolonien schauen aus den dicht bewaldeten Ufern hervor. Vergeblich hofften wir, einige der den Fluß zahlreich bewohnenden Krokodile zu sehen, sie ließen sich aber nicht blicken. Nach acht Stunden langten wir in Itajahy an, wieder einem echt brasilianischen Nest, das gerade von einem heftigen Wolkenbruch unter Wasser gesetzt worden war, so daß wir auf Balken in das Hotel balancieren mußten. Leider besitzt Itajahy, der beste Hafen Santa Catherinas, noch kein Zollamt; wer weiß warum. Alle vom Ausland kommenden Waren für Blumenau müssen deshalb erst nach Desterro gehen. Daher bleibt Itajahy weit in der Entwickelung zurück, denn Desterro nimmt den ganzen Importhandel weg. Darunter zu leiden hat aber namentlich Blumenau. Am nächsten Tag brachte uns der Dampfer „Laguna" nach Desterro zurück.

3. 1. 96. Der kurze Aufenthalt in Desterro bis zum Abgang des Dampfers nach Laguna verging rasch mit photographischen Vorbereitungen. Der von Dahlen mitgenommene Pyrogallusentwickeler eignete sich für uns Laien nicht, wir griffen daher kurz entschlossen zum Eisenoxalat zurück, das bessere Resultate erzielte. Herr Dahl hatte für seinen Bedarf gegen einen halben Zentner sich kommen lassen, von dem wir uns einen kleinen Teil für die Reise mitnehmen durften.

Laguna — Rio Tubarão.

Am 6. abends gingen wir wieder an Bord unserer geliebten 6. 1. 96.
„Laguna", die uns in elf statt ‚wie offiziell, in sechs Stunden nach Laguna brachte. Die Fahrt war geradezu fürchterlich, ich glaubte jeden Augenblick, daß der alte Kasten in Stücke gehen würde, wozu die Passage der äußerst gefährlichen Südbarre die beste Gelegenheit geboten hätte. Mitten durch die haushohe Brandung konnten wir, an zahlreichen Wracks vorbei, die enge Luke gewinnen, die das Thor zu der großen flachen Laguna bildet, welche die Wasser des Tubarão aufnimmt. Im Schutz des Hügelzuges, an den sich die Barre anlehnt, liegt Laguna wie Desterro freundlich ausgebreitet auf dem hellen Sandstrand. Auch hier wieder überraschte uns die Ähnlichkeit mit der italienischen Küste, wozu die altertümliche Kirche auf steilem Fels viel beitrug. Das italienische Gasthaus nahm uns freundlich auf, dort trafen wir auch Herrn Konsul Hoepcke aus Desterro, der hierher viel Handel treibt. Am Abend begrüßte uns eine kleine Deputation der Väter der Stadt, die vom Gouverneur der Provinz von unserem Kommen benachrichtet waren. Wir wurden freundlichst in den „Klub" eingeladen und bei Nationalbier über unsere Absichten interpelliert, bekamen auch alle möglichen Greuel von den Bugres zu hören. Zwei deutsche Herren gaben uns aber vorteilhafte Empfehlungen in die Kolonien mit.

Wir beabsichtigen, zuerst nach Tubarão und Pedras grandes mit der Bahn zu fahren und von dort einige Vorstöße zur Information zu versuchen. Seit Karl von den Steinens Besuch hat sich viel verändert, und wenige seiner Angaben dürften noch ganz stimmen. Gerade das Gebiet, das er mir als günstig empfohlen hatte, ist jetzt in eine neue italienische Kolonie Nova Venezia umgewandelt, die mit den Bugres auf stärkstem Kriegsfuß steht. Dagegen ist die nördlich des Tubarão bis an die Serra sich hinziehende italienische Kolonie Grão Para wegen häufiger Zusammenstöße mit den Bugres verlassen worden, und nur wenige Kolonisten, jetzt namentlich Polen, halten sich noch mit Mühe. Das waren traurige Aussichten. Wir wollten aber vor allem selbst sehen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-46019/fragment/page=0035

8. 1. 96. Am nächsten Morgen ging es mit dem Zug der Tubarãobahn westlich der Serra zu. Die Bahn steht etwa fünfzehn Jahre und ist eine englische Spekulation, die auf Grund von Kohlenminenfunden in Minas, kurz vor der Serra, ins Leben trat. Die Kohle erwies sich jedoch als wenig brauchbar, und die Bahn würde längst verkracht sein, wenn nicht gute Kolonieterrains dadurch aufgeschlossen worden wären, die sich rasch bevölkerten und jedes Jahr mehr Absatz nach der Küste bekommen. Namentlich blüht in letzter Zeit der Holzhandel rasch empor; mehrere Schneidemühlen exportieren Holz nach Rio und weiter. Ferner munkelt man von Silberminen, die aus der Zeit der Jesuitenmacht bestehen und jetzt entdeckt worden sein sollen. Wo aber vermutet man in Brasilien nicht Gold oder Silber? Drei Züge aufwärts und drei abwärts bilden den wöchentlichen Verkehr der Tubarãobahn. Der Zug führte uns mit unserem Gepäck zuerst über Dünen, deren Sand trotz des Schutzes einer langen Wellblechmauer an die Koupeefenster wehte, dann auf niedriger, 3 km langer Brücke über die Lagune an das eigentliche Festland. Gleich nach Verlassen der Brücke durchschneidet die Bahn einen großen Sambaki, einen der rätselhaften Muschelberge, über die ich bei späterer Gelegenheit noch berichten werde, und biegt dann in das fruchtbare Thal des Tubarão ein.

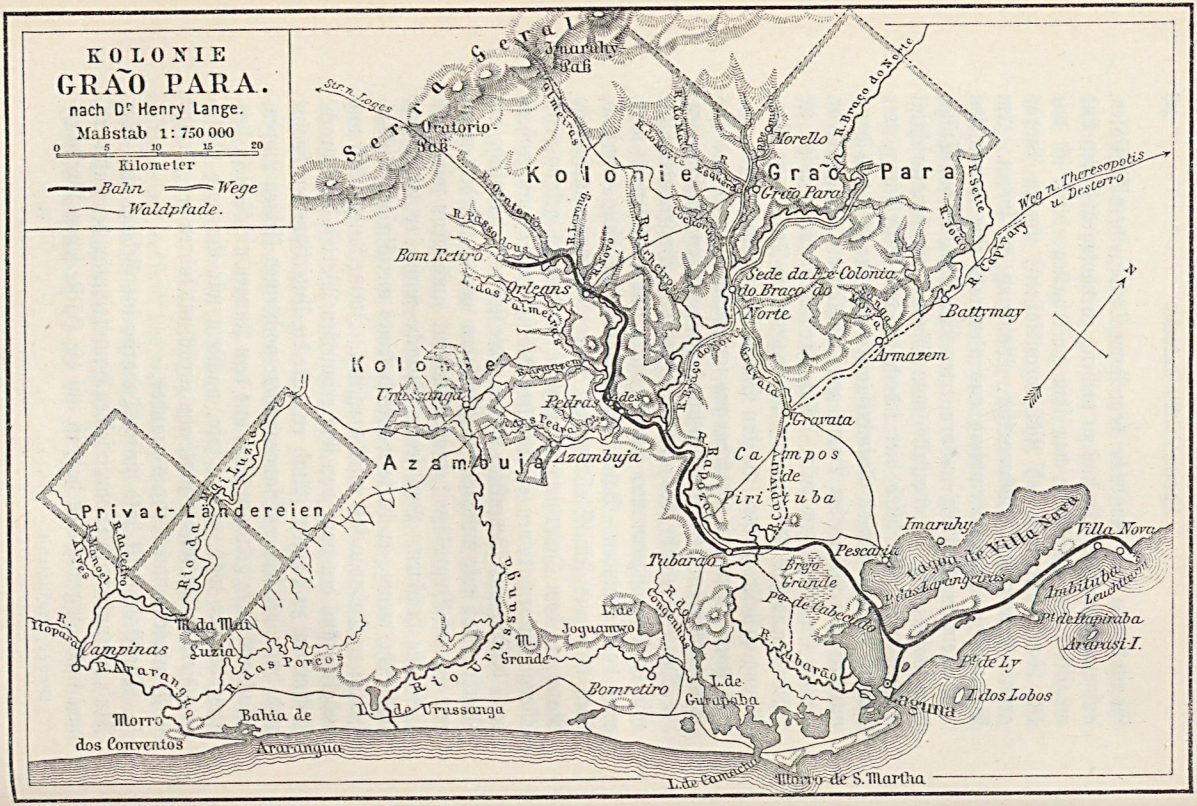
Hier, wo der Kolonist nicht genötigt ist, auf steilen Berghängen mit der Hacke mühsam den steinigen Boden zu bearbeiten, sondern der Tubarão das beste Land breit angeschwemmt hat, gedeiht alles in einer unglaublichen Üppigkeit. Maisfelder von der Größe mehrerer Quadratkilometer bedecken das Thal, und jede Pflanze trägt 5—6 große Kolben. Man erzählte uns, daß dies mehr als 30 Jahre schon so fort gehe, ohne daß auch nur die geringste Düngung nötig sei. Breit wälzt sich der Strom, der die Wasser der Serra Geral zum Meer hinabbringt, durch diese Pracht, umsäumt mit den prächtigen Königspalmen und zahlreichen Orangen und Bananen, in deren Schatten die Häuschen der ersten Kolonisten dieses Landes, zumeist noch geborne Brasilianer, versteckt liegen. Auch hier gedeiht etwas Kaffee, wird aber von den Kolonisten nur für den eigenen Bedarf angebaut.

Nach zweistündiger Fahrt gelangten wir nach Tubarão, einer kleinen Stadt, die für uns nur insofern Interesse bot, als in

ihr ein kleiner Bugreknabe bei dem Pater Toppe, einem Westfalen, aufgezogen wurde. Um ihn zu messen, zu photographieren und möglichst viel Auskünfte von ihm zu erhalten, blieb ich mit Dr. Ranke hier und ließ Zisl vorausfahren, um in Pedras grandes, unserm Hauptquartier, Wohnung zu suchen. Am Bahnhof in Tubarão empfing uns abermals eine Deputation mit einem merkwürdig uniformierten Mulatten an der Spitze, dem Polizeichef, die ebenfalls vom Gouverneur benachrichtigt worden war. Es blieb hier jedoch bei der Begrüßung, wir dankten höflichst für die Aufmerksamkeit und machten uns dann mit den zwei Leitern der Bahn, zwei Engländern, bekannt, an die ich Empfehlungen hatte. Auf ihre Anordnung erhielt ich später gratis auf der ganzen Linie sogenannte Trolys zur Verfügung gestellt, kleine, auf den Schienen laufende Wagen, die von zwei Leuten mit Stechstangen fortbewegt werden und das Hauptverkehrsmittel neben den nur selten gehenden Zügen bilden.

Der Bugreknabe, der im Typus genau den Bugrekindern, die wir in Rio aufgenommen hatten, glich und recht geweckt war, war bald gefunden. Pater Toppe war leider nicht anwesend, doch half uns sein Stellvertreter Pater Jeronymo aus Grão Para bei dem Interview vorzüglich, so daß es gelang, eine Menge Informationen zu erhalten, die sich später auch großenteils bestätigten. Bedenklich war nur die sichere Behauptung des Knaben, daß wir unfehlbar totgeschlagen werden würden, wenn wir zu den Bugres zu gelangen suchten, auch wenn wir ihnen Geschenke brächten. Von seiner Sprache wußte er leider nur noch sehr wenig, er hatte während seines vierjährigen Aufenthaltes in Tubarão fast alles vergessen. Immerhin war es uns möglich, aus den paar von ihm erinnerten Worten die Sprache bestimmen zu können. Auch er hatte die Unterlippe durchbohrt und hatte bei seiner Gefangennahme noch einen kleinen Lippenpflock aus Holz getragen. Da aus dem Jungen nichts mehr herauszubringen war, gingen wir, nachdem wir ihn noch photographiert hatten, wieder zur Bahn zurück und fuhren per „Troly" in Windeseile nach Pedras grandes.

Die Bahn tritt bald hinter Tubarão ins Gebirge ein. Der Fluß, der unterhalb Tubarão seinen Haupttributär, den Capivary, von links aufgenommen hat, ist auf die Hälfte seiner Breite zu-



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-46019/fragment/page=0038

sammengeschrumpft, kann sich aber immer noch mit Flüssen wie die Rhone bei Genf messen. Zahlreiche Granitblöcke zeigen, daß er zuzeiten ein sehr gefährlicher Gesell werden kann. Auch für kleinere Schiffe ist er nur bis zum Ort Tubarão befahrbar. Da auch hier die Eisenbahnstrecke als Weg für Reiter und Fußgänger freigegeben ist, so münden die meisten Kolonien im Tubarãothal auf diese Strecke. Wir passierten die Einmündungsstelle des stattlichen Braço de Norte und langten um 6 Uhr glücklich vor der Venda des Herrn Weber in Pedras grandes, der uns für die nächsten Tage Quartier geben sollte, an. Pedras grandes ist ein kleiner verzweigter Ort ohne weitere Bedeutung als der eines Knotenpunktes mehrerer „Straßen". Eine Brauerei und eine kleine Weberei sind Spekulationen unseres Wirtes, zwei Sägemühlen prosperieren gut.

In Pedras grandes lernte ich unter anderen einen deutschen Kolonisten, Herrn Hugo Esser, kennen, der als Bugrekenner mir gerühmt worden war, namentlich auch deshalb, weil er nicht auf sie geschossen hat. Er gewann durch sein offenes Wesen rasch mein Vertrauen. Am nächsten Tag begleitete er mich auf einem Rekognoszierungsritt nach dem Braço de Norte und dem Capivary, wo ich nach seiner Erfahrung am besten mich über die Bugreverhältnisse informieren konnte. Er selbst kannte die ganze Gegend genau und hatte vor zwei Jahren selbst viele Bugres an den oberen Quellflüssen gefunden. Ich kaufte für Ranke und mich zwei kräftige Mulas, dazu gehörige brasilianische Sättel, die ähnlich den mexikanischen sind, jedoch mit einem halben Dutzend Decken zu einem bequemen Fauteuil umgewandelt werden können. Der Brasilianer lehnt sich hinein, spreizt die Beine weit ab, steckt die Füße durch die unglaublich kleinen Steigbügel, läßt die Zügel lang hängen, und fort geht es im Paßgang, auf den Vorderbeinen Galopp, hinten Trab. Dabei schlenkert der Reiter die Arme und sieht schauderhaft aus. Es gelang uns, unsern Eseln einen halbwegs anständigen Trab anzugewöhnen, der unserm Reitergefühl mehr entsprach als das gewöhnliche Gezappel.

Im Thal des Braço de Norte ging es ca. 1 km auf gut angelegtem, zum Teil in den harten Granit gesprengtem Weg dem Fluß entlang. Interessante Vegetationsbilder entrollten sich am Flußufer. Dichter Wald schloß unmittelbar an den Fluß an;

hohe knorrige, nur wenig belaubte Kronen alter Vigeren, von denen die Bartflechte meterlang herunterhing, und zwischen deren mit rotblühenden Bromelien und kleinen Farnen reichbesetzten Ästen zahlreiche Pirikitos, die kleinen grünen Papageien, kreischend umherflatterten, ragten hoch aus dem moosigen Laubgewirr der kleineren Bäume hervor, das häufig durch Lücken unterbrochen das reichliche Unterholz deckt. Grell sind die Kontraste von Licht und Schatten überall, die glänzenden Flächen der lorbeer- oder myrtenartigen Blätter spiegeln in tausend Blenden. Einen Blick in das Innere der Wälder vom Fluß aus zu gewinnen, ist durch die dichte Wand von strauchigen Bambusen unmöglich gemacht. Zahlreiche graziöse Baumfarne lassen ihre feinen Wedel weit über das Ufer hängen. Schöne, blau schillernde und gelbe, große Falter flattern träge, in der Sonne brillierend, am Ufer hin, und wie aus Stein gemacht liegen Hunderte großer Schildkröten auf den in der Sonne glühenden Felsen. Einzelne schwarze Taucher suchen im Schatten des Ufers Schutz.

Bald wird der Weg schlechter und schlechter. Ohne Rücksicht auf die Terrainverhältnisse führt er immer bergauf, bergab über die zahllosen Hügel am Fluß entlang, sorgfältig jede Horizontale vermeidend. Nur wenige Waldstücke nehmen noch den Weg auf und erquicken den in der Mittagssonne schmachtenden Reiter durch ihren Schatten. Dichte Gebüsche der feuerrot blühenden Zierbananen decken den Waldboden. Das meiste Terrain aber ist schon abgeholzt, und die Deutschen, die das ganze Thal des Braço de Norte bevölkerten, haben es zu einem guten Wohlstand gebracht. Es sind prächtige Menschen, zumeist Rheinländer und Westfalen, deren Gastfreundschaft uns von Herzen gewährt wurde. Da der Transport für die Landesprodukte bis zur Bahn und weiter bis zur Küste immerhin lang ist und das gewöhnliche Erzeugnis der Rocen, der Mais, sich nicht genügend bezahlt macht, legen sich die meisten dortigen Kolonisten auf Schweinezucht, die wenig kostet und viel abwirft. Verschiedene größere Händler liefern den Speck hinab an die Küste, von wo er weite Verbreitung findet. Der Mais wird nur als Schweinefutter verwendet.

Im übrigen nährt sich das brasilianische Schwein aber auch von allen andern möglichen eßbaren und nicht eßbaren Dingen. Mit Vorliebe sind die W.C., wenn überhaupt vorhanden, in di-

rekte Kommunikation mit den Schweineställen gebracht. Als ich eines Nachts infolge allzu eifrigen Zuspruches frischer Milch den Drang fühlte, die Einsamkeit aufzusuchen, war es mir kaum möglich, mich der Zudringlichkeit dieser allzu gewissenhaften Ökonomen zu erwehren, und flüchtete in meiner Verzweiflung ins Haus zurück, zur Heiterkeit der diese merkwürdigen Gelüste ihres Borstenviehs mit Recht würdigenden Kolonisten.

Da es mir namentlich darum zu thun war, genaue Informationen über die Bugres zu erhalten, auch eventuell in einzelnen Häusern von Überfällen und dergl. herrührende Ethnographica zu erwerben, ging die Reise nur langsam vorwärts. Auch hinderte die ungewöhnliche Wärme — wir hatten bis zu 39° C. Lufttemperatur — das rasche Fortkommen, und wir holten uns gierig die frischen stachelbeerartigen Maracajas aus den dichten Mimosenhecken heraus, um unsern Durst zu stillen. Sonst war mit Früchten nicht viel los, da die Orangen, Feigen und Trauben sowie die Bananen noch nicht reif waren. Ananas wuchsen in Mengen am Weg, doch wandelte sich mein Entzücken in Enttäuschung um, als ich bemerkte, daß die wilden Ananas miserabel fad schmeckten, trotz ihrer schön rotgelben saftigen Frucht.

Nach ein- und einhalbtägigem Ritt verließen wir das Thal 12. 1. 96.
des Braço de Norte und stiegen quer durch den Wald auf einer Pikade (Durchschlag) zur Wasserscheide des Capivary hinauf. Es war der schlechteste Weg, den ich je ein Maultier habe gehen sehen, und ich habe gestaunt über die Sicherheit des Tritts, mit der sie die schwierigsten Passaden überwinden. Dadurch, daß die Tiere immer den alten Spuren folgen, bilden sich mit der Zeit, namentlich auf ansteigendem Terrain, treppenartige Steige, jedoch sind die einzelnen Stufen tief ausgehöhlt und werden durch Regenwasser und das neue Nachtreten der Tiere zu mehr als zwei Fuß tiefen Löchern, in die die Mulas bis an den Bauch einsinken. Auf die dazwischen liegenden Erhöhungen zu treten fürchten die Tiere, da sie leicht abrutschen. So geht es Schritt für Schritt weiter. Die prachtvolle Natur, die in unmittelbarer Nähe in ihrer ganzen Pracht hier an den Reisenden herantritt, läßt ihn aber die miserable Beschaffenheit des Weges bald vergessen.

Namentlich wo in Schluchten ein frischer Bach hinunterstürzt, drängt sich die Vegetation in geradezu erdrückender Fülle. Von

den Kronen der kräftigen Bäume ist wenig zu sehen, das reichlich durch das undichte Blätterdach hereindringende Tageslicht hat aber auf dem moorigen Waldboden einen derartig üppigen Pflanzenwuchs hervorgezaubert, daß das Unterholz allein einen Wald für sich abgeben kann. Dichtes kräftiges Bambusgebüsch mischt sich mit Palmiten und Baumfarnen. Von den hohen Baumkronen hängen zu Stricken zusammengeschlungen starke Cipostränge herab, an die sich wiederum allerlei Epiphyten, die trichterförmige Bromelie, Farne, Moose, violett oder gelb blühende Orchideen, langhaarige Flechten, Selaginellen und allerhand anderes Krautwerk festgehängt haben; die eigentümliche Bauhinia, die ihren leiterartigen Strang von Baum zu Baum schlingt und den Affen als Brücke dient, der gierige Baumwürger, der, den stärksten Stamm umschlingend, denselben schließlich völlig einschließend erdrückt und nun einen selbständigen Stamm bildet; alle diese eigenartigen Pflanzenformen, die den Europäer überraschen, wirken zusammen, um die Tropenwelt in ganzer Fülle erscheinen zu lassen. Den Boden bedecken große Farne, Phyllodendren, Aroideen mit prächtigen Blättern, unsere den Typus der Blattpflanze bildende Blechpflanze mit weißen Blüten, die Zierbanane mit roten Rispen, zwischen denen die giftige Chararakaschlange träge dahinschleicht oder die graue Rieseneidechse von fast 1 m Länge und die smaragdgrüne kleine Eidechse schnell dahinhuschen. Riesige Schmetterlinge aller Farben tummeln sich durch die Büsche. Sechs Stunden ging es durch den herrlichen Wald. Er erschien uns als ein Paradies, in dem wir wandelten, und ahnten nicht, welche Mühen er dem bereitet, der sich ohne Weg selbst durchschlagen muß. Wir sollten ihn aber später noch gründlich kennen lernen.

Der Abstieg zum Capivary entsprach der Tour am Braço de Norte, wir ritten noch einige Stunden dem flachen, aber breiten Fluß aufwärts und langten bei einbrechender Dunkelheit in der großen Venda des Batty May an, dessen Gastfreundschaft schon Wilhelm von den Steinen genossen hatte. Freundlichst wurden wir aufgenommen, konnten aber leider über die Bugres nichts weiter erfahren als was wir schon wußten. Ich deponierte deshalb nur unsre auf dem Ritt zusammengebrachte Sammlung von Bugrepfeilen sowie Steinbeilen und Töpfen, die von den Ko-

lonisten gefunden worden waren und sorgte, daß sie zu Wasser hinab nach Laguna und weiter nach Desterro expediert würden.

Den Rückweg nach Pedras grandes nahmen wir auf einer anderen Route, die uns erst eine lange Strecke das fruchtbare Capivarythal abwärts, dann auf gutem Wege über wohl kultiviertes Hügelland wieder nach dem Braço de Norte brachte; von dort den alten Weg verfolgend, langten wir am 15. Januar wieder in Pedras grandes an.

Nach allen Erkundigungen, die ich während der Tour eingezogen hatte, schienen die westlichen Zuflüsse des Braço de Norte, des direkt von der Serra kommenden Rio Pequeno und Rio Esquerdo am geeignetsten zu sein, um einen Versuch mit den Bugres zu machen. Dort waren sie in letzter Zeit noch gesehen worden, dort war es auch nicht zu großen Zusammenstößen gekommen. Das Gebiet schloß früher die italienische Kolonie Grão Para ein, doch fühlten sich die Kolonisten nicht sicher genug vor den zahlreichen Bugres und räumten bald das Feld. Jetzt sollten nur noch wenige Kolonisten ausgehalten haben, namentlich Polen, die am Rio Esquerdo weit hinauf sich angesiedelt hatten. Ich beschloß, zuerst am Rio Pequeno Standquartier zu machen und von dort aus die Gegend zu explorieren. Die Venda des Italieners Morello, eins der letzten Häuser, sollte uns als Wohnung dienen. Es wurden sechs Karrieren (Lastesel) gemietet, das Gepäck in das nötige Gleichgewicht gebracht (ein Esel trägt 6 Arroben zu 15 kg), und statt um 5 Uhr, wie beabsichtigt, konnte sich die kleine Karawane um 10 Uhr in Bewegung setzen. Außer Hugo Esser hatte ich noch einen jungen Brasilianer Firmin Miranda, dessen alter Vater als berühmter Bugrekenner mir viele wichtige Aufschlüsse und Ratschläge gegeben hatte, und einen Mulatten Evaristo, einen fixen, frischen Burschen, als Kameraden engagiert, die sich beide vorzüglich bewährt haben. Wir drei Europäer, Esser und zwei Karrieretreiber waren zu Esel, die beiden andern waren zu Fuß vorausgegangen.

Die Reise fing damit an, daß Rankes Esel ungeachtet aller Hiebe mit zäher Beharrlichkeit seinem alten, am andern Ufer gelegenen Stall zustrebte und dabei seinem Reiter zu einem unfreiwilligen Bad verhalf. Eine Stunde später stellte sich ein weiteres Hindernis entgegen. Der Tubarão war an der Furt, die wir 16. 1. 96.

passieren mußten, um wieder zum Braço de Norte zu gelangen, hoch angeschwollen, so daß an ein Durchreiten nicht zu denken war. Ein alter gebrechlicher Einbaum beförderte uns und das Gepäck hinüber; die Mulas und die drei Hunde Essers schwammen lustig auf Zuruf hinterher. Nachdem drüben wieder alles aufgeladen war, ging der Marsch weiter, zuerst im rasenden Tempo, denn sämtliche Esel kam die Lust an, durchzugehen, bergauf, bergab, seitwärts in die Büsche; es war eine Heidenwirtschaft. Das Gepäck flog nach allen Seiten herum und rasselte, als ob alles in Scherben ginge. Ich machte mich schon auf das schlimmste gefaßt. Dank unserer guten Packung war aber außer einer Flasche Fischthran, die ihren Inhalt über ein Paket Cakes ergossen hatte, nichts zerbrochen. Eine gehörige Tracht Prügel stellte das europäische Gleichgewicht wieder her, der steile Weg verleidete auch bald dem Vieh den Übermut. In der Ansiedlung Guadres wurde übernachtet. Auch hier beschämte uns die Gastfreundschaft eines Brasilianers, der alles aufbot, um uns gut zu bewirten, eine Bezahlung aber ablehnte. Er rechne es sich zur Ehre an, dadurch, daß er die Erforscher seines Vaterlandes bewirte, selbst ein wenig für die Wissenschaft thun zu können. Und dies war ein ganz einfacher Kolonist. Je weiter man von der Küste wegkommt, desto anständiger ist der Brasilianer. Der modern aufgeputzte brasilianische Kaufmann in Cylinder und Lackschuhen steht, was Anstand, Bildung und Ehrenhaftigkeit anlangt, am allerniedrigsten.

17. 1. 96. Am nächsten Morgen, dem 17. Januar, verließen wir den Braço de Norte, nachdem wir ihn durchritten hatten, und gingen an seinem Nebenfluß, dem Rio Pequeno, aufwärts der Serra zu. Die deutsche und brasilianische Bevölkerung hörte bald auf, und unverfälschtes Italienisch traf das Ohr. Es regnete furchtbar. Gegen Mittag langten wir in der Niederlassung Sede da Colonia Grão Para an, das einen traurigen Eindruck machte. Etwa hundert zerfallene Holzhäuser sind die letzten Reste vergangener Pracht. An einer alten Bude prangte noch ein deutsches Wirtshausschild „Gasthaus", ein paar trübselige Aasgeier, Urubus, saßen auf dem eingebrochenen Dach, unter dem wohl nur noch Sandflöhe und Baratten (große Kakerlaken) hausen. Nur einige wenige Hütten sind noch bewohnt, zumeist von Polen. In der

Venda des Ortes sah ich aber als Dekoration zu meiner Überraschung eine farbige Tafel Völkerrassen aus Meyers Konversations-Lexikon hängen. Wer weiß, wie die dahin gelangt ist. Mein Mulatte entsetzte sich bei dem Gedanken, daß es in Deutschland so viele häßliche Menschen, wie der Buschmann u. s. w., geben solle.

Noch wenige Kolonien folgten dem Ruinennest; als eine der letzten die Venda des Italieners Morello. Zwei Minuten davon auf einem Hügel über dem Fluß steht die kleine Holzkapelle und daneben ein Blockhäuschen, daß für den Pfarrer des Braço de Norte, der alle paar Monate einmal zum Gottesdienst heraufkommt, gebaut worden ist. Dieses Häuschen, das nur einen Raum besitzt, in welchem zwei sogenannte Esel, mit Drell überspannte Holzböcke, stehen, wurde uns zur Wohnung angewiesen. Hier führten wir während der nächsten acht Tage ein ganz beschauliches Dasein.

Auf der Suche nach Bugres-Indianern.

Die drei Kameraden brachen am nächsten Tag auf, um zu re- 18. 1. 96.
kognoszieren, wo die Bugres lägen. Ich ließ absichtlich die Leute zuerst allein gehen, weil es darauf ankam, schnell vorwärts zu kommen. Diese Waldläufer, die gewohnt sind, sich im Wald zu bewegen, brauchen kaum etwas „Pikade" zu schlagen. Wie die Katzen kriechen sie durch das Gebüsch. Wir wären bei der Rekognoszierung nur hinderlich gewesen. Nach dem Rat des alten Miranda hatte ich die Absicht, nachdem ich über den ungefähren Aufenthalt einer Bugrehorde genügend informiert wäre, in der Nähe einer Bugresiedelung (Rancho) an einem Bugreweg selbst eine kleine Hütte zu bauen, dort Geschenke niederzulegen und dann mich zurückzuziehen. Nach zwei Tagen sollten wir wieder nachsehen, ob die Geschenke abgeholt seien, und gegebenen Falles weitere hinlegen. Auf diese Weise könne mit der Zeit das Vertrauen der Leute gewonnen werden. Geduld und Kaltblütigkeit seien die Hauptbedingungen, denn nachdem die Geschenke mehrere Male in Empfang genommen wären, käme es darauf an, sich mit Geschenken selbst in die Nähe dieses Rancho zu legen, bei der An-

nährung der Bugres hervorzutreten und sich auf diese Weise als gütigen Geber zu präsentieren. Vielleicht würden die Bugres Zutrauen gewinnen, ebenso leicht aber könnten sie einen Hinterhalt wittern und recht unfreundlich werden. Bewaffnete Kameraden in Deckung seien dabei zum Schutz durchaus notwendig. Diesen Plan hoffte ich nun hier in Ausführung zu bringen.

Wir vertrieben uns während der Abwesenheit unserer Leute die Zeit mit Jagd, Fischfang, meteorologischen Beobachtungen und Sammeln. Wir machten schon hier im Wald die Beobachtung, daß fast kein Wild zu sehen war. Außer ein paar Vögeln und einer Jacateriga (Tigerkatze) und einer Londra (Fischotter) brachte ich nichts zur Strecke; auch Spuren waren kaum zu sehen. Wir machten mehrere Exkursionen in den über dem Fluß gelegenen Wald; wir passierten eine noch bebaute Roça, schritten dann auf einem schon halb verwachsenen Weg eine Stunde weit durch den Wald und gelangten alsdann auf eine verlassene Kolonie, die inmitten einer schon fast wieder zur Capoeira herangewachsenen Roça in einem Thalkessel ausgebreitet lag. Ringsherum erhoben sich dichte Waldberge, von denen man einen freien Überblick über das Thal hatte. Von hier aus schlugen wir uns kleine Pikaden durch den Wald, kein Kolonist hatte seit langem die Roça betreten.

20. 1. 96. Am 20. Januar war Zisl allein in die Berge hinaufgegangen, um Schmetterlinge zu fangen, wir hatten anderwärts zu thun. Bei einbrechender Dunkelheit kam Zisl zurück mit der Nachricht, daß er Bugres gesehen habe. Ahnungslos sei er dem Sammeln nachgegangen und dabei einem von der Roça abführenden alten Pfad gefolgt, als er plötzlich ein eigentümliches Pfeifen vernahm, dem bald darauf ein starkes Klopfen an den Bäumen folgte. Obgleich er sofort merkte, daß er in unmittelbarer Nähe von Bugres sei, setzte er jedoch unbekümmert seinen Weg fort, lüftete für den Notfall nur ein wenig seinen Revolver, ließ sich aber im Schmetterlingsfang nicht weiter stören. Den Bugres schien es aber durchaus daran gelegen zu sein, ihn zu vertreiben, denn das Klopfen an den Stämmen und das Schütteln der Bäume, bekannte Wahrzeichen für die Bugres, wurde immer stärker, so daß er es doch vorzog, langsam den Rückzug anzutreten. Bis zum Ausgang des Waldes oberhalb der be-

bauten Roça begleiteten ihn die Bugres im Dickicht, einmal gelang es Zisl auch, einen flüchtig zu sehen. Er war völlig nackt und trug in der Unterlippe den üblichen Pflock. Ob er Waffen bei sich hatte, konnte er nicht erkennen.

An diesem Tag noch hinaufzugehen, war es schon zu spät. 21. 1. 96.
Am nächsten Morgen jedoch legten wir in dem verfallenen Rancho auf der verlassenen Roça Geschenke nieder, banden einige rote Tücher, die von weither erkennbar waren, an die Dachsparren, bliesen einige Male laut in ein Jagdhorn, um die Aufmerksamkeit zu erregen, und gingen alsdann zurück. Auf dem ganzen Weg hatten wir nichts von Bugres bemerkt.

Am 22. kamen unsere drei anderen Kameraden halbtot aus 22. 1. 96.
dem Wald zurück. Es hatte den ganzen vorigen Tag geregnet, und sie waren ohne weiteren Aufenthalt 14 Stunden lang fortwährend marschiert. Was das im Urwald heißt, das haben wir später erfahren. Die Tour hatte nur den Erfolg gehabt, zu konstatieren, daß die Bugreshorden sich weiter nach Süden verzogen hatten. Die großen Ranchos, die Esser vom vorigen Jahre her genau kannte, waren verlassen und zusammengebrochen vorgefunden worden. Nur vereinzelte Spuren von Jägern hatten die Leute angetroffen. Als solche wurden auch die Bugres, die Zisl gesehen hatte, erkannt. So müde Esser war, ging er doch sofort mit uns nach unserm Geschenkrancho; die Sachen lagen alle noch da. Wir suchten im Wald die ganze Gegend ab, kein Bugre war mehr zu finden. Einzelne frische Spuren, den Jägern angehörend, wiesen nach Süden. Nichts verriet aber die Nähe eines Rancho, kein Bugreweg war zu finden.

Nach einem Ruhetag brachen die Leute abermals auf, um an 24. 1. 96
dem südlicheren Nebenfluß, dem Rio Esquerdo, die Gegend zu untersuchen, auch wir gingen während der Zeit noch oftmals hinauf in den Wald, konnten aber nie mehr eine Spur von Bugres entdecken. Daß die Horde weitergezogen war, dafür sprach die Armut des Waldes an jeglichem Wild. Die Bugres hatten alles abgetrieben; gerade dieses Gebiet galt früher als das wildreichste.

Dr. Ranke hatte in der Zeit unseres Aufenthaltes eine große Praxis unter den Kolonisten bekommen; allerhand Krüppel und Lahme, Blinde und Aussätzige kamen aus der ganzen Gegend herbei, um bei ihm Hilfe zu suchen. Zumeist waren es leider

schon sehr veraltete Leiden, bei denen nicht mehr viel zu machen war. Doch hat er immerhin manchen guten Erfolg zu verzeichnen gehabt.

Auch von der zweiten Exkursion kamen unsere Kameraden sehr erschöpft zurück. Diesmal waren sie bis weit gegen Süden vorgedrungen und hatten auch einen Bugreweg gefunden. Auf einen Rancho waren sie nicht gestoßen, hatten aber zwei Bugres in unmittelbarer Nähe rufen hören. Alle Anzeigen, Spuren der Bugres und des Wildes, wiesen auf die unmittelbar unter der Serra sich hinziehenden Höhen am oberen Rio Esquerdo und seinen Nebenflüssen.

27. 1. 96. Wir brachen nun schnell das Lager ab, siedelten mit allem Gepäck an den Rio Esquerdo über und fanden in der letzten Kolonie eines Polen einen für unser Standquartier geeigneten Schuppen. Unsere Hängematten wurden aufgespannt, ein Kochplatz im Freien hergerichtet, ein Ochse geschlachtet, das Fleisch gesalzen und getrocknet und alles für eine größere Exkursion in den Wald vorbereitet. Zuvor jedoch war es nötig, noch genauer uns über die Lage der Bugreranchos zu unterrichten. Ich nahm mit Dr. Ranke an der Rekognoszierung teil, während Zisl als Haushüter zurückgelassen wurde. Wir waren genötigt, auf alles entbehrliche Gepäck zu verzichten. Jeder trug in seinem Rucksack nur eine wollene Decke, ein Reservehemd, Lebensmittel und ein paar Tauschwaren. Auf die Mitnahme aller Instrumente mußte verzichtet werden, nur der kleine photographische Apparat ging mit.

Unsere sonstige Ausrüstung war nur den Bedürfnissen eines Waldläufers angepaßt, denn größere Lasten ließen sich nicht mit einem schnellen Vorwärtskommen verbinden. Sogar mein kleines Repetiergewehr, das für den Notfall mitgenommen wurde, hat uns viel Schwierigkeiten gemacht. Frisch und wohlgemut setzte sich der kleine Zug in Bewegung, wir zugleich erwartungsvoll den Wundern und Schrecken des Waldes entgegensehend, die wir nun zum erstenmal aus nächster Nähe kennen lernen sollten. Nach Überschreitung der letzten Roça stiegen wir zu dem schnell über Geröll dahineilenden Rio do Morto hinab, der hier in den Rio Esquerdo von Südwesten einmündet, während der Rio Esquerdo von Nordwesten herabkommt. Nachdem wir ihn durchwatet, begann die Waldarbeit. Das breite Facão, das Buschmesser, wurde

gezogen, und vorwärts ging es Schritt für Schritt, mit wuchtigen Hieben das Dickicht niederschlagend und die zahlreichen Schlingpflanzen zerschneidend, die bald den Hut vom Kopf ziehen, bald Fußangeln bilden, bald den Rucksack festhalten. Es will sehr gelernt sein, das Waldgehen, und wir haben in den paar Tagen unzählige Schweißtropfen vergießen müssen, um unsern Leuten, die mit der größten Ruhe und Sicherheit unablässig ausschritten, gleichzukommen. Mein Tropenhelm erwies sich als gänzlich unbrauchbar im Wald, denn unter der Sonne hat man hier nicht viel zu leiden, ein Tropenhelm verdeckt aber völlig den Blick nach oben, und im Wald ist ein freier Blick die Hauptbedingung für gutes Fortkommen. Außerdem war der Hut ein echt brasilianisches Schwindelprodukt, denn statt aus Kork war er nur aus mehreren Lagen Leinwand und Papier gebaut, die das Wasser wie ein Schwamm aufsaugten und dem Hut ein ganz gehöriges Gewicht verschafften.

Langsam stapften und rutschten wir in dem feuchten Lehmboden, der mit moderigem Laub dick bedeckt war, westwärts, an dem abschüssigen, schlüpfrigen Ufer des Rio do Morto entlang. Wollte man sich aber an einem der starken Stämme der zierlichen Baumfarne, die in zwei Arten die Uferhänge bedecken, einen festen Halt suchen, so war man betrogen, denn die Stämme brachen wie Streichhölzer ab, und nur ein durch und durch morscher Stumpf blieb stehen. Die Hände aber waren von den den Stamm bedeckenden Stacheln arg zerstochen. Höchst reizvoll erscheinen diese bis 3 m hohen Bäumchen mit ihren prachtvollen Fiederwedeln. Stehen die Farne in größeren Gruppen ohne Mischung mit anderen Formen, so glaubt man in einen einer früheren Formation angehörenden Hain zu kommen und würde sich über ein dahinkrauchendes Iguanodon gar nicht sehr verwundert haben. Zumeist aber füllte dickes Bambusgestrüpp die Lücken aus. Es war nicht der bei Blumenau wachsende, bis 25 m hohe prachtvolle Riesenbambus, doch fanden sich auch hier 6—8 m hohe Stangen, die armdick wie die Stäbe eines Raubtierkäfigs dicht nebeneinander den Weg versperren. Hell erklangen sie unter den Streichen des Facão, das sie glatt durchschlug. Aus den einzelnen Internodien lief helles klares Wasser literweise heraus. Man konnte sich hier den Becher mit Wasser gefüllt direkt aus dem

Stamm herausschneiden. Gefährlich aber waren die stehen gebliebenen Stümpfe, deren Spitzen messerartig aus dem Boden herausragen und den Fallenden unrettbar aufspießen. Ich selbst bin mit knapper Not einem Unfall dadurch entgangen, daß sich die Spitze in meinem Ledergurt fing.

Wenig Licht gelangt in diese Schluchten, wenn auch hohe Bäume nur in geringer Zahl die Sonne abhalten. Einzelne herabgestürzte Stämme, die zuweilen über die Flüsse natürliche, aber sehr unzuverlässige Brücken bilden, sind dicht bedeckt mit den verschiedensten Pflanzengruppen angehörenden Epiphyten, Parasiten und Saprophyten. Neben den kräftigen trichterförmig-rosettigen Bromelien und den durch ihre angeschwollenen Stengel merkwürdigen Orchideen, deren herrliche weiße und violette oder gelbe Blüten in vollen Trauben herabnicken, zieht sich schlangenförmig ein fein gelbblütiger Kaktus hin. Farne aller Art, manchmal ihren Charakter kaum verratend, lange bärtige Moose und feinblätterige Selaginellen lassen kaum ein Stückchen der moderigen Rinde hervorschauen. Aber auch Fuchsien, Begonien und andere sonst nur den festen Boden bevorzugende Pflanzen siedeln sich auf diesen Ruinen an; doch oft bricht bei bloßer Berührung des Baumstammes die ganze Herrlichkeit zusammen. Rot blühende Cannas und Zierbananen gedeihen im Schutze des Schattens in prachtvoller Fülle. War schon hier das Vordringen schwierig, so wurde es im Fascinal, einem Gestrüpp von Taquary-Rohr und lianenartig den Boden überziehenden kleinen Bambusen, noch langsamer. Denn bei jedem Schritt hieß es, sich von den tausend Haken und Schlingen, die die langen Dornenzweige, das scharfe haarige Klebrohr dem Fuß sowohl wie den Armen und dem Kopf stellten, zu befreien. Große, meist ebene Flächen bedeckt dieses Fascinal, und der Waldläufer sucht ihm möglichst auszuweichen, denn kein Baum wehrt den sengenden Sonnenstrahlen das Eindringen in dieses Gestrüpp und macht das Wandern geradezu unerträglich.

Erst auf der Höhe der Hügel, die eigentlich ein von Cañons durchzogenes welliges Hochplateau bilden, kommt der Hochwald zur Geltung. Mächtige Stämme von Sassafras, dem prachtvoll harten gelben Canella, dem pimentreichen Päoportado, der ihrer weintraubenähnlichen Früchte wegen geschätzten Jaboticaba, der prächtiges rotes Zimmerholz liefernden Zeder, und wie die

unzähligen Formen alle heißen mögen, breiten ihr schirmförmiges Dach aus; doch gelingt es der Sonne, durch reichliche Lücken hindurch den Waldboden zu erreichen und zahlreichen niedrigen Bäumen und Sträuchern die Existenz zu ermöglichen, während im tiefen, stark gegen das Sonnenlicht kontrastierenden Schatten lichtscheue Farne ihr Leben fristen. Palmiten, die stachlige Tukumpalme, die in den Blättern das Material für die Bogensehnen und Matten der Bugres birgt, und deren traubige Früchte in zitronsaurer Schale weiche Nußkerne enthalten, die hohe Coqueirapalme mit kleinen aprikosenartigen Beeren („Luffa und Mehlbeeren" lautete Rankes Kritik), die die Deckung der Hütten liefernde palma de casa neben zahlreichen jungen, eisenharten Laubholzstämmchen, die jedem Messer trotzen, bilden das Hauptunterholz. Den Waldboden bedeckt dicht eine kleine pandanusartige Blattpflanze, die Caité bauhada mit weißen Blüten. Doch fehlen hier die Dornensträucher und das Rohr, so daß es bei weitem leichter ist, hier vorwärts zu kommen. Zwar birgt auch der Hochwald Cipos-Lianen genug, doch sind diese auf die hohen Laubbäume beschränkt, die sie hinanklettern und deren Kronen sie durch hängende Brücken verbinden, indem sie oft lange Luftwurzeln zur Erde hinabsenden. Auch hier finden sich zahlreiche Pflanzenformen, schön violett blühende Aristolochien, baumwürgende Ficus, die oft, den Stamm vollkommen einschließend und erstickend, nun selbst die Rolle des Baumes spielen, die biologisch merkwürdige Bauhinia, aber auch Farne von verschiedenem Typus klettern und schlingen in dem Laubgewirr. Oft haben Bromelien und Orchideen sich wiederum an den Luftwurzeln angesiedelt und hängen wie Ampeln von der grünen Decke herab.

Vom Laubcharakter der Laubbäume ist von unten zu wenig zu erkennen, mehr oder weniger gehören sie der Lorbeer- und Myrtenform an, nur wenige großblätterige Formen treten dazwischen auf. Überall ist der Kampf ums Dasein aufs schärfste ausgeprägt, und einzelne uralte verwitterte Araukarien, die noch haushoch über dem Walddach hervorragen, zeigen, daß wohl in früheren Zeiten der Vegetationscharakter der nahen Serra auch hier noch vorgeherrscht hat.

Von der Tierwelt bekommt der Wanderer, wenn er nicht der Jagd nachgeht, nur wenig im Wald zu sehen, am besten lernt

man die Vögel, wenigstens ihrem Ruf nach, kennen. Mehrere Hühnerarten und Hokos, Jakutinga, den Inambu, Makuk, Uru, den kleinen gelben Singvogel Bemtevi, den Cavallo esta caucado, lauter phonetische Namen, verschiedene bunte Spechte, Eisvögel, die amselartige Sabia, die großen Papageien und Sirikitos, unterscheidet man schnell dem Rufe nach, doch habe ich, wenigstens von den größeren Vögeln, nur wenige erblickt, abgesehen von den in großen Scharen mit vielem Gekreisch auftretenden Papageien. Rührend ist die eheliche Treue der Papageien. Als ich einmal einen schoß, kam der trostlose Gatte sofort herab zum toten Weibchen und suchte noch stundenlang nach ihm, mit Wehklagen umherflatternd. Ähnliches wird von den graubraunen Waldtauben erzählt. Von den häufigen Tukanen, den Pfefferfressern, kam mir keiner zu Gesicht. Die zahlreichen Arten von Raubvögeln, Gaviões, ziehen die Nähe des Menschen vor und halten sich mit Vorliebe auf den Roçen auf, auf den halbverbrannten Baumstümpfen oder dürren Wipfeln einzelner Bäume aufbaumend. Zwei Arten Anu, Hähervögel, kommen massenhaft auf den Roçen vor, auch die Papageien statten ihnen, namentlich wenn der Mais reift, gern einen Besuch ab. Der Aasgeier Urubu, der Sanitätsrat unter den Vögeln, findet sich überall, wo es stinkt und schmutzig ist. Er ist in Brasilien ebenso wie sein Vetter in Indien als nützliches Tier geschont.

Von den Säugetieren begegnet man im Wald sehr wenigen. Die etwa eselgroße Ante oder Tapir, das schweingroße Capivara, das Paka und der Fischotter sind am häufigsten, namentlich erstere kommt in einzelnen Gebieten, den Spuren nach zu urteilen, massenhaft vor. Doch findet man, wenn man sie nicht durch Hunde aufspüren läßt, von ihnen auch nur die Spur. Der Jaguar, fälschlich Tiger genannt, der Ozelot und Puma sind selten und mehr auf der Serra zu finden. Eine Jacateriga, Tigerkatze, hatte ich das Glück zu erlegen. Baumstachler, Aguti, Ameisenbär und Gürteltiere u. s. w. kommen vor. Unter den Amphibien und Reptilien machen sich die Frösche am meisten bemerklich. Ihr vielgestaltetes Konzert erfüllt die Abendstille mit lautem Geräusch. Das Brüllen des Ochsenfrosches, das klingende Hämmern des Faßbinders, ein geisterhaftes Hundegebell einer andern Art klingen wie das Nahen des wilden Heeres. Riesige

graue und kleinere grüne Eidechsen, Gekkos, die giftige Chararaka, die schöne grüne Ciposchlange, die gelbe Wasserschlange sind häufige Erscheinungen.

Das Geschlecht der Insekten ist, abgesehen von den prachtvollen Faltern aller Größen und Farben und einiger schöner Käfer sowie der einen Lokomotivpfiff täuschend imitierenden großen Cikaden, in niederträchtiger Weise für den Waldmenschen bemerkbar. Moskitos, Borrachudos, Wespen und die berüchtigte Bichu berua wetteifern im Stechen. Letztere legt ein niedliches Ei in die Haut, das erst furchtbar wird, wenn ein kleines „Mädchen" ausschlüpft, das sich behaglich ein Heim im Fleisch frißt und dank seiner Borsten bei seinen Bewegungen große Schmerzen verursacht. Nur sehr schwer ist es zu entfernen. Ähnlich liebenswürdig ist der Sandfloh, der sich in die Füße, namentlich unter die Nägel festsetzt, um Eier zu legen. Er ist aber leicht sichtbar und wird mit einer Nadel vorsichtig entfernt. Vieh und Hunde leiden unter Bichu berua und Sandfloh entsetzlich. Die Füße sind häufig zu unförmigen Klumpen angeschwollen und bilden schließlich eine große Eiterbeule. Die bissige große Buschspinne, Skorpion, Tausendfüße kommen seltener vor, und man geht ihnen am besten aus dem Wege.

Dies ist der Urwald der Vorberge der Serra Geral; in seinen Erscheinungsformen so vielseitig, im ganzen Charakter aber verschieden vom rein tropischen Urwald der nördlicheren Gebiete. Nur vier Tage währte unser Aufenthalt in diesen Defileen, aber dies genügte, um zu begreifen, welche Schwierigkeiten es bieten muß, hier mit größerem Gepäck vorzudringen, und ich mußte sehr bald die Aussichtslosigkeit unseres Unternehmens einsehen. Wir hatten gerade genug zu thun, uns selbst weiterzubringen. Die Hände waren beim Klettern unumgänglich notwendig; es würde großer Vorbereitungen bedürfen, um einigermaßen das Befördern von Lasten möglich zu machen. Wo aber sollten wir die Zeit hernehmen, ohne unser eigentliches Reiseziel, den Xingu, aus den Augen zu verlieren? Nichtsdestoweniger wollte ich versuchen, uns den Bugres wenigstens zu nähern, auch wenn es unmöglich sein würde, jetzt größere Untersuchungen anzustellen. Drum vorwärts nach Westen der Serra zu.

Der erste Tag brachte uns vom Rio do Morto in westlicher Richtung auf mäßig koupiertem Terrain bis an den links ein-

mündenden Rio da Meia. Keine Spur eines Bugre oder andere direkte Anzeichen waren uns aufgefallen; überraschend war nur die Menge von Tapirspuren, die darauf hinwiesen, daß sie von Westen aus hierher gejagt worden waren. Auf einer kleinen, in den Fluß ragenden ebenen Landzunge wurde Halt gemacht. Die nötigen Vorbedingungen für die Sicherheit gegen Überfälle waren vorhanden: zwei Seiten Fluß, eine Seite steiler Berg. Es wäre nicht leicht gewesen, unbemerkt heranzukommen. In echter Waldläufermanier wurde der Rancho gebaut. Zwei lange Bambusstangen wurden schief gegen zwei Bäume gelehnt und festgebunden, quer darüber kürzere Bambusstangen gelegt und dazwischen schindelartig, die Stiele nach unten, die starken breiten Blätter des caité da casa geschoben. Damit war der Rancho fertig, also nur ein einfaches, schief vom Boden aufsteigendes Dach. Acht bis vierzehn Tage lang hält dies den Regen völlig ab, bis die Blätter zusammenschrumpfen. An der vorderen Öffnung des Rancho wird das Feuer angebrannt, um die Moskitos möglichst abzuhalten, zwei Holzgabeln eingesteckt, ein Stab querüber gelegt, der Kochtopf mit Wasser drangehängt; mehr bedarf es zur Bequemlichkeit des Waldläufers nicht. Während dieser Vorbereitungen labten wir uns im Fluß an einem frischen Bad, wurden aber von Moskitos und Borrachudos schmählich malträtiert. Eine Tafel Schellersche Bohnensuppe war schnell verrieben, und bald konnten wir mit Behagen unserm Hildburghäuser Landsmann ein Loblied singen. Etwas von dem frisch geschlachteten und gesalzenen Ochsenfleisch schmorte am Spieß, und ungeahnte Mengen Farinha (Mandiokamehl) wurden mit kochendem Wasser zu dem dicken Kleister „Pirão" vermischt, der Haupt- und Lieblingsnahrung aller Santa Catherinenser, die in der Vertilgung dieser nach kalten rohen Kartoffelklösen schmeckenden Delikatesse Ungeheures leisten. Gesalzt darf dies Göttergericht nicht werden, sonst würde es an Geschmack verlieren.

Während mir das Zeug immer widerstand und ich mich, namentlich als das Fleisch noch zu stinken anfing, allein auf Suppe und Kaffee beschränkte, wurde von den andern der Pirão kiloweise verschlungen. Als ich einen schwachen Versuch machte, den Leuten vorzuschlagen, lieber nicht so viel zu essen, sondern noch für einen Tag länger Nahrung aufzusparen, revoltierten sie. Wenn

ich wollte, daß sie mitgingen, sollte ich ihnen auch so viel zu essen geben, wie sie wollten. Pirão früh zum Kaffee, Pirão zum Frühstück, Pirão zum Mittagsessen und auf dem Marsch selbst häufig noch einige Löffel Farinha mit kaltem Wasser angemischt, wer das nicht satt bekommen soll! Der vorzügliche Kaffee nach Tisch wurde mit Sacharin versüßt. Dabei habe ich aber doch mit der Zeit die Bemerkung gemacht, daß die Süßigkeit allein nicht den Genuß ausmacht, sondern der im Zucker vorhandene Nährstoff. Denn trotz Sacharin hatte ich wie die anderen schließlich eine Gier auf Zucker, und wir aßen ihn löffelweise, als wir wieder aus dem Wald heraus waren. Nach Tisch noch eine Pfeife, dann in die Decken gewickelt und heringartig nebeneinander auf den harten Boden gelegt. Der Rucksack bildete das Kopfkissen. Wir waren so müde, daß wir bald einschliefen, am andern Morgen aber merkten wir erst, wie wir zugerichtet waren. Wie Masernkranke schauten wir aus an Händen und Gesicht. Einige Dutzend Sandflöhe wurden aus den Füßen gezogen, Kaffee gekocht und Pirão gemacht, schnell gefrühstückt, und fort ging es im frischen Morgentau.

Es hat einen eigentümlichen Reiz, durch diese stille Tropennatur hindurch das Morgenlicht erwachen zu sehen, aber bald macht sich auch die unangenehme Seite bemerkbar, denn der reichliche Tau durchnäßt die Kleider durch und durch. Der Weg wurde am Rio da Meia entlang genommen, der Fluß mehrmals durchschritten und schließlich der am rechten Ufer sich hinziehende Höhenrücken, die Wasserscheide zwischen Rio do Morte und Rio da Meia, zu erreichen gesucht. Es gelang allerdings, mehrere Stunden entlang durch höheren lichteren Wald auf dem Rücken rascher vorwärts zu schreiten, doch war eine eigentliche Wasserscheide kaum zu erkennen, da Schluchten oft den Kamm spalteten, die durchkreuzt werden mußten. Am späten Nachmittag erkletterte Ranke, nachdem wir über ein Dutzend Hügel hinauf und wieder hinab geklommen waren, einen hohen Baum, um Umschau zu halten, und konstatierte zu unserm Schmerz, daß wir noch weit von der Serra entfernt waren. Rauchsäulen oder dergleichen, was die Anwesenheit von Bugres verraten hätte, sah er nicht. 28. 1. 96.

Unser Lager wurde am Abend unter ähnlichen Verhältnissen wie tags zuvor in einer kleinen Schlucht an einem Bach aufgeschlagen. So ganz harmlos verging jedoch diese Nacht nicht. 29. 1. 96.

Kurz nachdem wir uns zur Ruhe gelegt hatten, schallte plötzlich aus etwa 1 km Entfernung ein langgezogener Ruf von Süden zu uns herüber. Wir horchten auf, konnten aber weiter nichts mehr vernehmen und schliefen bald wieder tief ein. Am frühen Morgen bei Tagesgrauen fiel aber ein großes Stück Holz auf unsern Rancho nieder und weckte uns höchst unsanft aus dem Schlummer. Diese Manier der Bugres, ihre Visitenkarte abzugeben, war unsern Leuten bekannt, und alles setzte sich aufrecht, vorsichtig den Revolver bereit machend. Aber es erfolgte weiter nichts, nur vom andern Ufer herüber hörten wir ein rasches Klopfen an einen Baum. Ohne Störung verlief unser Frühstück, und unangefochten konnten wir den Weitermarsch antreten. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß Jäger der Bugres uns beobachtet hatten, vielleicht auch noch folgten. In dem Rancho ließen wir einige Perlen, ein Messer und ein Tuch zurück, das sie sich holen sollten. War der vorige Tag schon anstrengend gewesen, so übertraf ihn dieser noch bei weitem, denn das Gebirge wurde immer zerklüfteter. Es hatte die Nacht stark geregnet, und das Gehen wurde um so schwerer.

Endlich gegen Mittag, nachdem wir eine hohe, fast senkrechte Wand hinaufgeklettert sind, kommen wir oben auf ein mit Fascinal bedecktes kleines Plateau, auf dem wir, eine Stunde lang eben fortschreitend, einen alten Bugreweg finden, dem wir folgen. Wir gelangen an eine gefällte Palmite, deren süße Knospe gern von den Bugres gegessen wird. Die Axthiebe sind etwa zwei bis drei Monate alt. Fünf Minuten weiter stoßen wir auf einen Rancho, der zwar verlassen, aber noch gut erhalten ist, um die Bauart erkennen zu können. Hier machen wir Halt, und während ich genaue Notizen über diese erste der Wissenschaft zugänglich gewordene Bugrebehausung mache, Photographien aufnehme und messe, gehen zwei meiner Leute etwas weiter auf die Suche, um zu erkunden, ob nicht ein jüngeres Merkmal der Anwesenheit der Bugres zu finden sei. Nach zwei Stunden kommen sie aber unverrichteter Sache wieder zurück, alle Wege, die sie getroffen hatten, waren alt, seit zwei bis drei Monaten war keine Horde hier durchgekommen.

Ich hielt es nun für durchaus aussichtslos, noch weiter vorzugehen; die Serra war noch über einen Tagemarsch entfernt. Bis

dahin hätten also unsere Lebensmittel gereicht, dann aber wäre es zu Ende gewesen. Wir wären allein auf Wild angewiesen gewesen, die Bugres aber hätten wir mit dem Schießen, wenn sie überhaupt noch in der Nähe waren, verscheucht. So schwer es mir wurde, ich ließ zum Rückmarsch blasen. Unser in der Polenkolonie am Rio Esquerdo zurückgelassenes Gepäck wäre nimmermehr bis hierher ohne die größten Vorbereitungen gelangt. Den schlechten Weg zurückzugehen, war nicht geraten, es galt einen Weg zu finden, auf dem wir schneller vorwärts kommen konnten; von einem Baum aus sahen wir nördlich ein Thal, das sich genau west-östlich erstreckte. Auf dieses steuerten wir zu. Nach einstündigem Marsch über das Plateau, auf welchem wir die ganz zerfallenen Reste dreier weiterer Ranchos antrafen, stiegen wir zu dem ins Auge gefaßten Bach hinab und wateten nun im Bach selbst entlang. Trotzdem daß uns das Wasser häufig bis an den Leib ging, kamen wir doch im Vergleich zu unsern früher zurückgelegten Strecken sehr schnell vorwärts, und wie erstaunten wir, als wir nach zweistündigem Wassermarsch am Nachmittag plötzlich einen kleinen Rancho am rechten Ufer bemerkten, der ganz anders als die Bugreranchos gebaut war. Allgemeine Heiterkeit, als wir unsern Rancho von der vergangenen Nacht erkannten! Leider warteten in ihm die Perlen und das Tuch noch unberührt auf ihren gütigen Nehmer. Wir haben sie hängen lassen und haben nun, um soweit wie möglich noch vorwärts zu kommen, unsere Pikade vom vorhergehenden Tag wieder aufgenommen. Es war der reine Distanzmarsch, der sich nun entwickelte. Nur wenig mehr von den Hindernissen des Waldes aufgehalten, stürmten wir vorwärts, noch am Abend durchschritten wir die Flüsse und langten wirklich um acht Uhr noch an dem Rancho des ersten Tages an. Den Weg, zu welchem wir auf dem Hinmarsch 12 Stunden gebraucht hatten, legten wir in $4^1/_2$ Stunden zurück. Der Rest der Lebensmittel ging bei dem reichlich bemessenen Abendessen und dem Frühstück drauf, die halb verhungerten Hunde konnten sich auch noch daran satt essen.

So rückten wir am vierten Tag nach unserer Abreise wieder in unserem Lager bei der Polenkolonie ein, ohne großen Erfolg, aber um die Erfahrung reicher, daß vor allen Dingen in Brasilien, auch im unkultivierten, sehr viel Zeit das Haupterfor- 30. 1. 96.

dernis für das Gelingen ist. Ich strebte nun vor allen Dingen, bald an die Küste zu kommen, um dort die Zeit bis zum Abgang des Dampfers noch auf die Sambakis (Muschelhaufen) zu verwenden, die mir auf der Herreise untersuchenswert erschienen waren. Maultiere waren bald in der Kolonie beschafft, und am nächsten Tag schon konnte die Truppe den Rückmarsch antreten. Als Ziel wurde Orléans genommen, um von dort aus die Bahn bis Laguna zu benutzen. Ranke, Esser und ich ritten voraus, Zisl führte die anderen mit den Tieren nach. Der Ritt über die reich mit Kolonien besetzten Berge nach Orléans bot an und für sich wenig Bemerkenswertes, doch reizte uns, die wir im Wald kaum zehn Schritt weit hatten sehen können, die schöne weite Aussicht, die sich bis über das Tubaräogebiet hinaus nach Süden erstreckte. Eine größere Venda, die wir passierten, erschien uns bereits als höchste Kulturerrungenschaft.

31. 1. 96. Spät abends langten wir in Orléans an, einem Pedras grandes ähnlichen Städtchen, das sogar ein zweistöckiges Haus besitzt. In dem kleinen Gasthof war lustige Gesellschaft versammelt. Es war Fastenzeit und Sonntag, doppelter Grund für die Brasilianer zum Fidelsein. Ein alter echter Berliner Schlosser, der Vater der Wirtin, machte lustig mit, obgleich er trotz seines 17jährigen Aufenthaltes in Brasilien kein Wort portugiesisch spricht. Trotz der bedenklich hohen Stimmung rafften sich einige junge Leute auf, um in zündender Rede alles mögliche zu feiern. Zuerst kamen wir als Deutsche dran, dann folgte Deutschland, dann der Präsident Krüger (das große Ereignis in der Geschichte Transvals wurde uns erst hierdurch bekannt), dann wurde zu Ehren eines anwesenden Riograndensers dessen Staat gefeiert, dieser revanchierte sich, indem er die Vorzüge Santa Catherinas in einer Rede hervorhob, und so ging es weiter, immer in derselben feurigen und wohlgesetzten Sprache, mit der gleichen Begeisterung und Überzeugung. Es ist eine wunderbare Gabe, die der Brasilianer besitzt, selbst der ungebildete, direkt aus dem Stegreif schwungvolle und durchaus nicht geistlose Reden zu halten.

1. 2. 96. Am andern Tag sollte es weiter nach Pedras grandes mit dem Troly gehen, um dort das zurückgelassene Gepäck nach Laguna mitzunehmen. Hugo Esser hatte ich, da er nach Hause drängte, bereits früh verabschiedet. Da kam ein Kolonist aus Santa

Clara, einer Weichenstation der Bahn östlich von Orléans, mit der Nachricht, daß seit einigen Tagen Bugres in der Nähe seiner Besitzung sich gezeigt, ja seinen Sohn fast ergriffen hätten. Obgleich meine Zeit sehr knapp war, gedachte ich doch noch einen bis zwei Tage zuzugeben, um wenigstens einmal einen Bugre zu Gesicht zu bekommen. Ich brach sofort ohne Gepäck, nur mit Flinte und Revolver, mit meinen Leuten auf, um zu untersuchen, was Wahres an der Erzählung sei. Nach einer Stunde langten wir in der hart an der Bahnstrecke gelegenen Kolonie an und machten uns sofort auf den Weg. Hundert Schritt hinter dem Haus fließt der Tubarão, dieser war zu überschreiten, dann ging es aufwärts eine Roça entlang, an die oben etwa 100 m über dem Fluß der Wald anstößt. Zu beiden Seiten der Roça zieht sich der Wald bis zum Fluß hinab.

Kaum waren wir in den Wald eingetreten, als wir bereits einige verdächtige Pfiffe hörten, denen bald darauf ein Steinwurf folgte. Vorsichtig gingen wir vor, ich gab Befehl, auf keinen Fall zu schießen, plötzlich springt Evaristo, mein Mulatte, mit ein paar Sätzen vor in das Gebüsch und ruft laut „vem ca“ (komm her). So schnell wir folgen konnten, sprangen wir nach, weil wir glaubten, daß ihm seine Unbesonnenheit in Gefahr gebracht habe, doch waren die zwei Bugres, die er angetroffen hatte, schon entflohen. Da es mir nur darauf ankam, festzustellen, ob wirklich Bugres da seien, zogen wir uns vorsichtig zurück, von Steinwürfen begleitet. Es gelang uns, die Roça unversehrt zu erreichen, und bald waren wir im Haus wieder angelangt. Wir hörten genau, daß uns die Kerls bis unten an den Fluß im Wald entlang verfolgten.

Sofort gingen wir nach Orléans zurück, ließen das Gepäck herbeischaffen, was wegen eines noch abends niedergehenden Wolkenbruchs erst am andern Morgen möglich war, und gingen früh, mit allerlei Geschenken beladen, Perlen, Messern, Tüchern und einem großen Stück Fleisch, wieder hinauf nach der Waldecke und legten dort am Rand der Roça die Sachen auf einen alten Baum nieder, so daß sie vom Wald aus leicht gesehen werden konnten. Ich hoffte, hier vielleicht doch noch etwas erreichen zu können, wenn auch die Zeit sehr kurz war. Die sich so günstig bietende Gelegenheit durften wir nicht versäumen. Am Nachmittag unternahm ich mit Zisl noch einen kleinen Ausflug 2. 2. 96.

in den diesseitigen Wald, um Insekten zu sammeln, und als wir abends bei Dämmerung zurückkehrten, fanden wir unsere Leute und die Brasilianer in großer Aufregung vor, denn in dem Wald, den wir eben auf einer Pikade durchschritten hatten, stieg eine Rauchsäule auf. Arbeiter oder Kolonisten konnten es nicht sein, die ihr Feuer mitten im Dickicht entzündet hatten, es war kein Zweifel mehr möglich, daß es Bugres waren, die über den Fluß oberhalb unbemerkt gekommen waren und nun ihren Kameraden am andern Ufer ein Zeichen gaben.

Da wir ihnen immer noch nicht eigentliche Feindseligkeiten zutrauten, wollten wir uns leise dem Feuer nähern und ihnen dort ebenfalls Geschenke niederlegen. Ich bin gerade damit beschäftigt, im Haus bunte Perlenschnüre für unsern Besuch aufzureihen, als plötzlich krachend ein Stein durch das mit Ziegeln belegte Dach bricht. Alles fährt auf und greift zu den Waffen. Die Hunde werden losgelassen, und heulend suchen sie die um das Haus liegenden Gräben und Büsche ab, gefolgt von unsern Begleitern, die sie anspornen. Die Weiber schreien im Haus, es ist ein greulicher Lärm. Unverrichteter Sache kommen die Leute zurück, die Hunde waren zu feig und wollten nicht vor. Unterdessen hatten weitere Steine das Dach durchlöchert, der Angriff schien von mehreren Seiten zu erfolgen, der Richtung der Würfe nach zu urteilen. Jedenfalls hatte in der nunmehr herrschenden Dunkelheit der andere Teil der Bugres, der durch die Rauchsäule benachrichtigt worden war, auch den Fluß überschritten. Wir durchstöberten die ganze Umgebung des Hauses, durch Schwärmer und Leuchtkugeln suchten wir einigermaßen die Büsche und Gräben zu beleuchten, erzielten aber damit nur, daß wir selbst gesehen wurden, während die platt im Gebüsch liegenden Angreifer unsichtbar blieben. Einige wohlgezielte Steinwürfe trafen mich und andere am Kopf, ohne daß wir uns dafür revanchieren konnten. Es wurden, als das Werfen zu toll wurde, einige Schrotschüsse in die Büsche abgegeben, doch trafen diese natürlich in der Finsternis nicht. Einige Patrouillen, die wir weiter vordringen ließen, hatten auch nur den Erfolg, für einige Minuten den Feind zurückzutreiben.

Es war uns klar, daß es die Bugres vor allem auf die fünf Maultiere, von denen zwei uns gehörten, abgesehen hatten, die

in einer Mangeira, Hürde, neben dem Stall untergebracht waren. Ihre Unruhe fiel uns auf, und wir schlossen, daß die Bugres sich an der Mangeira zu schaffen machten. Wir eilten hin, wurden aber sofort mit Steinwürfen empfangen; schlimmer noch, es begannen Pfeile zu sausen, glücklicherweise ohne zu treffen. Trotzdem gelang es, die Räuber durch Gewehrfeuer, das nicht ganz erfolglos gewesen zu sein scheint, von der Mangeira zu verjagen. Mein Evaristo, der wie immer der vorwitzigste war, bekam, als er wieder allein vor ins Dickicht sprang, einen Schlag über den Schädel, daß ihm Hören und Sehen verging: „Schweinehund verdammter!" die einzigen deutschen Worte, die er, Gott weiß woher, kannte, war der Ausdruck seiner tiefsten Entrüstung. Zwei Leute blieben an der Mangeira, deren Thüre schon geöffnet worden war, zurück, wir andern zogen uns nach dem Haus zurück, wo unterdessen das Dach eine Reihe weiterer Luken erhalten hatte. So ging es einige Stunden lang fort, alle paar Minuten kam ein Stein geflogen, darauf wurde nachgerade schon gar nicht mehr reagiert, nur wenn an der Mangeira Schüsse fielen, stürzten wir alle hinaus.

Es war eine höchst unerquickliche Kampfweise, geradezu gegen ein unsichtbares Phantom sich verteidigen zu müssen. Das Terrain war aber für einen derartigen Angriff ausnehmend günstig. Die Bugres konnten in ihrer geräuschlosen Gewandheit bis dicht ans Haus herankommen und von da ihre Steinwürfe sicher entsenden, denn wir hoben uns immerhin gegen den weißen Hintergrund des Hauses etwas ab. Rätselhaft ist es mir nur, warum sie später nicht mehr mit Pfeilen schossen, sie hätten uns, einen nach dem andern, leicht niederstrecken können. Wir konnten mit unseren Gewehren und Revolvern nichts weiter ausrichten, als das Haus und die Ställe schützen. Als aber die Frechheit der Bugres so weit ging, daß sie mit Knüppeln die Thüre einzuschlagen versuchten, wollte ich die Fensterladen öffnen, um aus der Dunkelheit heraus den Platz vor dem Haus zu überwachen und gegebenen Falls einen sicheren Schuß auf einen der Angreifer zu haben. Da kam ich aber schön an. Der Besitzer des Hauses war außer sich, da könnte ja ein Pfeil hereinkommen, und es wären Weiber im Haus. (Um diese zu treffen, hätte ein Pfeil um drei Ecken herum ins übernächste Zimmer fliegen müssen.) Kurz, er litt es nicht,

machte die Fenster wieder zu und setzte sich mit seinem Revolver zitternd hinter die fest verrammelte Thüre. Der Feigling hatte mit seinem Sohn noch kein einziges Mal das Haus verlassen. Das war uns nun doch zu bunt, und zornig strikten wir mit der Verteidigung.

Lange hielt aber der Strike nicht an, denn mein Evaristo hatte wieder einmal, als ein gar zu kräftiger Schlag an die Thüre erfolgte, schnell das Fenster aufgerissen, um hinauszuschießen, im selben Moment aber auch schon einen Hieb von außen erhalten, daß er zurücktaumelte. Der Bugre war natürlich sofort verschwunden, die Dohle, die direkt vor dem Haus den Graben unter dem Eisenbahndamm weg nach der Capoeira führte, bot die beste Gelegenheit, schnell zu entwischen. Wir brachen uns nun ohne Rücksicht auf den Widerspruch des Besitzers in die Lehmmauer des Hauses nach allen Seiten Schießscharten, aus denen wir einigermaßen das Feld bestreichen konnten. So hatten wir im Haus wenigstens vor den direkten Angriffen auf die Thüre Ruhe, denn die Bugres hatten unsere Vorbereitungen wohl bemerkt, hüteten sich nun, heranzukommen, und begnügten sich mit Steinwerfen. Da kam der Schreckensruf, daß die Maultiere aus der Mangeira fort seien. Es war den Bugres also doch gelungen, während der kurzen Abwesenheit der Wächter ihren Raub auszuführen. Alles Suchen half nichts, sie waren weg. Ich weinte meinem braven Tier, das ich am nächsten Tag verkaufen wollte, eine stille Thräne nach, wahrscheinlich würde sein dicker Hals den Bugres einen besonderen Braten geben.

3. 2. 96. So kam der Morgen endlich heran, und mit der wachsenden Helligkeit wurde die Heftigkeit des Angriffs auch geringer. Am frühen Morgen kam auch von der Umgegend Entsatz. Aber obgleich nach und nach wohl 30 Leute in der Kolonie versammelt waren, folgte doch noch ab und zu ein Steinwurf. Förmliche Razzias wurden in der umliegenden Capoeira veranstaltet, mein Evaristo hatte auch einen Bugre erwischt und rang mit ihm, konnte aber seiner nicht Herr werden. Man sprang mit einem Strick herbei, um den Kerl zu fesseln, im letzten Moment aber gelang es ihm noch, zu entwischen. Zisl erhielt noch einen kräftigen Steinwurf, revanchierte sich aber durch einen Schrotschuß in den Rücken des Werfers. Der Schuß muß aber wohl nicht genügt haben,

denn der Kerl sprang sofort, nachdem er gestürzt war, wieder auf und entwischte. Als wir aber nach unsern Geschenken, die mit Undank uns so vergolten worden waren, hinaufsahen, flatterten die Tücher noch lustig im Wind. Sie waren verschmäht worden. Wahrscheinlich hatten die Bugres geglaubt, daß wir ihnen eine Falle legen würden. Sie trauen ja dem Weißen alles Schlechte zu. Obgleich der Kolonist uns dringend bat, noch einige Tage zu bleiben, hielt ich es nicht für angebracht, die Zeit nun noch hier zu vertrödeln. Denn aus einem freundschaftlichen Verkehr wäre, nachdem wir uns zehn Stunden lang beschossen hatten, doch nichts geworden. Für weitere derartige Abenteuer aber, bei denen für die Wissenschaft nichts herauskommt, fehlte uns die Muße. Ich wollte lieber die Sambakis noch näher in Augenschein nehmen.

So fuhren wir denn mittags mit dem Troly, auf unsern zweifelhaften Lorbeeren ruhend, mit Sack und Pack von dannen. Der Kolonist, der glaubte, wir seien von der Regierung gesandt, um die Bugres zu zähmen, ließ sich nur schwer überzeugen und beruhigen. Für die nächste Nacht wollten sechs Kolonisten bei ihm bleiben, um für ihn sein Haus zu verteidigen. Sein Haus war in einen unglaublichen Zustand geraten, das Dach war das reine Sieb. Ich ließ ihm einiges Schmerzensgeld zurück, wodurch er einigermaßen beruhigt wurde. Im letzten Moment, als wir gerade abfahren wollten, kam ein Mann mit unseren Mulas an, die er auf der Bahnstrecke bei Orléans gefunden hatte. Sie schienen den Bugres ausgerissen zu sein. Wir feierten freudiges Wiedersehen und fuhren dann davon nach Pedras grandes, wo wir in dem Haus unseres früheren Wirtes, Herrn Weber, nach der in Aufregung durchwachten Nacht uns vor allem ordentlich ausschliefen. In Pedras grandes wurden nur noch die Mulas verkauft, das übrige Gepäck mitgenommen, die Sammlungen, darunter ein Pfeil aus Santa Clara, verpackt, und dann ging es hinab zur Küste nach Laguna. Mein Evaristo geht mit mir nach Matto Grosso, es ist ein prächtiger Bursche, der sich sicherlich noch gut bewähren wird.

Laguna — Porto Alegre — Buenos Aires.

4. 2. 96. In Laguna hatten wir noch fünf Tage Zeit bis zum Abgang des Dampfers nach Desterro, die durch Ausgrabungen in den von früheren Stämmen Santa Catherinas errichteten großen Muschelbergen sowie in einem Urnenlager vergingen, bei welchen gute Resultate erzielt wurden. Meine Erfahrungen über die Bugres sowie über die Ausgrabungen sind in Spezialberichten niedergelegt, die an anderer Stelle publiziert werden. Herrn Zisl sah ich mich leider genötigt, den Vertrag zu kündigen, da er sich durchaus nicht in seine Stellung schicken konnte. Wir beiden Europäer, Ranke und ich, werden wohl auch allein unsere Aufgaben bewältigen. Unsere Rückfahrt nach Desterro dauerte auf dem entsetzlichen Kasten Laguna wieder statt 8 volle 16 Stunden; wir waren froh, als wir wieder in Desterro anlangten, von Herrn Vahl herzlichst empfangen.

9. 2. 96. Unser Aufenthalt in Desterro dauerte nur kurze Zeit, am 20. Februar verließen wir es, um nach Porto Alegre abzufahren. Eine Zeitungsnachricht, daß am Tag nach unserem Abzug ein Bugre freiwillig in die Kolonie gekommen sei, um zu unterhandeln, bestätigte sich nicht, es wäre für mich auch der reine Hohn des Schicksals gewesen. Dagegen erschreckten uns Telegramme aus Deutschland, wo unser von irgend einer allzu mitteilsamen Seele gemeldetes Abenteuer, als Zeitungsnachricht sensationell aufgebauscht, unnötige Sorge bei den Unsrigen erregt hatte. Wir hatten der Begebenheit gar nicht den Wert beigelegt, wie sie anderwärts beurteilt wurde, und erst von Desterro aus nach der Heimat telegraphiert. Herr Vahl bot uns an, die paar Tage bei ihm zu wohnen. Wir folgten gern seiner Einladung und genossen das idyllische Leben mit dem köstlichen Seebad.

Die Insel Desterro, die an Größe etwa 20 km breit und 100 km lang ist, liegt dicht an das Festland Santa Catherina angeschmiegt, und durch zwei Landzungen, die bei Estreito sich bis auf etwa 500 m nähern, ist die Verbindung mit dem Festland eine ziemlich enge. Jedenfalls war diese Verbindung früher vollständig, bis das Meer den Durchbruch erzwungen hat. Die Insel durchzieht in der Längsrichtung ein kleiner Gebirgszug, der in der Höhe der Stadt Desterro der Ostküste der Insel folgt, während

Desterro im direkten Schutz des Flaggenberges, eines kapartigen Vorsprunges, liegt, der erst weiter südlich mit dem östlichen Höhenzug durch niedere Rücken in Verbindung steht. So ist ein amphitheatralisches großes Thal in der Mitte der Insel gebildet, das nach dem Meer hin offen steht. Die Flut führt ihre Wasser bis weit hinein in diese Mulde, in welche kleinere Bäche von den Bergen herunterkommen, und dieses Brackwasser ist dicht überzogen mit Mangrovesümpfen, deren Luftwurzeln aus dem schwarzen Schlamm wie Spargeln hervorschauen. Tausende von Krabben kriechen schwerfällig durch dieses Wirrwar.

Durch diesen Sumpf führt die Straße, die wir einschlugen, um nach Lagoa, dem Strand des offenen Ozeans, zu gelangen. Wir ritten erst am Fuß des Flaggenberges entlang, überschritten den Sumpf auf einem Knüppelweg und gelangten an dem Hange der jenseitigen Höhen durch dicht bevölkertes fruchbares Land, das den besten Kaffee Brasiliens trägt, auf den Rücken des Gebirgszuges, von wo aus sich ein prachtvolles Panorama auf die vorliegende Lagoa mit den sie vom Ozean trennenden Dünen ausbreitet, hinter welchen steile Granitklippen weit ins Meer hineinragen. Tausende von Wasservögeln belebten das Bild, das mich unwillkürlich an die Gegend von Cannes erinnerte. Dieselbe Klarheit der Luft, dieselbe tiefe Bläue des Meeres, von weiten gesehen dieselbe Vegetation. Steil ging es abwärts, dann an einer uralten Jesuitenkirche, die hoch auf einem Felsen malerisch thront, am Strand entlang um die Lagoa herum, die durch einen schmalen Sandsteg in zwei Teile getrennt ist. In Schwärmen flogen die Wasservögel auf bei unserem Nahen, schnell aber wieder ins Wasser einfallend. Nach einem halbstündigen Ritt über buschbewachsene, dann nur von kleinen kriechenden Gewächsen bedeckte Dünen langten wir am Strand des Ozeans an. Auf den hohen (von Basaltlaven durchzogenen) Granitklippen, die reich mit Oleander und wildem Ananas bedeckt waren, krochen wir umher und schreckten bald einige schöne Enten, bald einen majestätischen Kormoran auf. Möwen aller Art und anderes Geflügel umkreisten uns schreiend. Hätten wir nur ein Gewehr mitgehabt! Es folgte ein Frühstück auf den Klippen, ein prächtiges Seebad in der Brandung auf dem breiten Strande, wobei wir vom Triebsand fast verschluckt worden wären, dann ging es zurück in die Stadt.

Der Flaggenberg, ursprünglich eine Signalstation, ist wegen seiner prächtigen Aussicht über die ganze Insel sowie über die nächstliegende Küste des Festlandes besonders hervorzuheben. Er wird nicht umsonst der Corcovado von Desterro genannt. Es ist hier thatsächlich eins der reizendsten Panoramen, die ich kenne, und um Desterro zu schätzen, muß man es entschieden von diesem erhöhten Standpunkt aus betrachten. Wie in einem Schmuckkästchen liegt es ausgebreitet auf der Landzunge, die sich dem benachbarten Festland entgegenstreckt; mit seinem herrlichen gesunden Klima kann es wirklich das Cannes Brasiliens genannt werden.

20. 2. 96. Endlich am 20. Februar brachte uns der brasilianische Lloyddampfer Meteoro nach Rio grande do Sul. Das war eine Fahrt! Statt der verfügbaren dreißig Plätze hatte die gewinnsüchtige Kompanie gegen neunzig ausgegeben; die sechzig Passagiere, die kein Bett mehr fanden, suchten sich nun gegenseitig den Rang im Salon abzujagen. Ich zog es vor, lieber an Deck auf einer harten Bank die Nacht zuzubringen. Bei Tisch warteten hinter jedem Stuhl zwei bis drei Nachfolger, die, sobald der Insasse sich erhob, sich um den freien Stuhl stritten.

22. 2. 96. Nach dreitägiger Fahrt wurde in Rio grande, dem elendesten, langweiligsten Nest mit dem gröbsten Wirt, das Schiff gewechselt. Wir suchten unsere von den Pritschen steifen Gliedmaßen die Nacht über in einem Hotelbett zu erweichen, hatten aber diesen Luxus mit einem gehörigen Ärger über die Unverschämtheiten des französischen Wirtes zu bezahlen. Am Abend traf Ranke mit einem alten Studiengenossen, dem Arzt des deutschen Dampfers Babitonga, zusammen; mit ihm sahen wir das Auskehren des Karnevals an. Schon in Desterro hatte ein Karnevalszug, dem wir einige Stunden opferten, die geistlose Albernheit der Brasilianer uns genugsam offenbart. Es waren zwei Konkurrenzzüge verschiedener Klubs gewesen, die mit phantastisch ausgestatteten jammervoll tutenden Musikkorps und allerhand aus Pappe aufgeführten unverständlichen Schauwagen durch die Stadt fuhren von fünf Uhr abends bis ein Uhr nachts. Stellt man sich nun das Pflaster Desterros vor, so begreift man, daß dieser Umzug für die allegorischen Gestalten, die hoch oben sich anklammernd mit Mühe ihr Gleichgewicht behaupteten, schlim-

mer als eine Reise mit der „Laguna" war. Hier in Rio grande war es einfacher, aber im selben Genre.

Die „Mercedes" trug uns am andern Morgen über die Lagoa dos Patos, einem flachen, aber ausgedehnten Binnenmeer, in welches gewaltige Flüsse münden, nach Pelotas, einem regen Fabrikstädtchen, das wir aber nicht näher kennen lernten, und weiter an zahllosen Schlächtereien vorüber, in denen Tausende von Häuten aufgespannt waren, in 24 Stunden nach Porto Alegre. Die Fahrt war recht eintönig, die Ufer ganz flach, um so freudiger begrüßten wir die stattliche Hauptstadt von Rio grande do Sul, die, prächtig an einem Hügel ausgebreitet, uns wieder einmal als eine Großstadt entgegenstrahlte. An der Landebrücke bewillkommte uns der Sekretär des deutschen Konsulates und begleitete uns in liebenswürdiger Weise nach dem komfortablen Hotel Brasil. Eine große Anzahl Briefe hatte sich angesammelt, und wir schwelgten nach langer Zeit wieder einmal in glücklicherweise guten Nachrichten von unseren Lieben daheim. 23. 2. 96.

Den angenehmen, fast großstädtischen Eindruck, den Porto Alegre schon vom Hafen aus macht, verliert es bei näherer Bekanntschaft keineswegs. Als Hauptstadt und Eingangshafen des Staates Rio grande do Sul, der wegen seines angenehmen Klimas, günstiger Terrainverhältnisse, fruchtbaren Bodens und bequemer Verkehrswege bei weitem die meisten Aussichten für eine gesunde, kräftige Entwickelung hat, ist Porto Alegre in verhältnismäßig kurzer Zeit eine rege Handelsstadt geworden, wie sie in Brasilien nicht wieder zu finden ist. Ein ganz anderer Arbeitstrieb pulsiert hier im Süden Brasiliens, und wenn auch die Bevölkerung sehr stark mit fremden Elementen untermischt ist, so ist doch der Brasilianer von Rio grande do Sul ein Mensch, bei dem die brasilianische Indolenz einer dem Romanen Europas eigenen Gewandtheit und Findigkeit gewichen ist. Doch ist es dem eingebornen Rio Grandenser nicht gelungen, den Großhandel in seine Hand zu bekommen; wir finden ihn hier mehr als Kleinhändler, Arbeiter und vor allen Dingen als Beamten. Der Handel, sowohl Export wie Import, liegt fast ausschließlich in den Händen deutscher, namentlich Hamburger Häuser; nur zwei oder drei englische Firmen haben sich nebenbei gehalten, doch ist der Import aus England sehr gering. In früheren Jahren gingen alle deutsche 24. 2. 96.

Waren als englische ein, und es ist hauptsächlich das Verdienst des Herrn v. Koseritz gewesen, diesen Irrtum aufgedeckt und der deutschen Ware zu ihrem Recht verholfen zu haben. Man war ganz erstaunt, auf der deutschen Ausstellung im Jahre 1883 in Porto Alegre fast alles, was man nur als englisch kannte, von deutschen Firmen ausgestellt zu sehen. Jetzt ist die Ehre der deutschen Industrie wieder völlig hergestellt, und keinem Importeur fällt es ein, sich mit englischen Waren zu befassen. Als lächerliche Reminiszenzen bleiben nur noch einzelne Bezeichnungen: cerveja inglez = alles nicht im Land gebraute Bier, also namentlich das massenhaft importierte Münchener Bier, ferner batata inglez = gemeine Kartoffel ꝛc.

Es wird heutzutage in Porto Alegre alles eingeführt, was ein durch europäische Kultur verwöhnter Mensch nur wünscht. Er findet alle lukullischen Genüsse des Ostens; eine große Zahl unserer großen Industriewerke haben Agenten und Depots hier, in den schönen Läden der mit elektrischem Licht beleuchteten Straßen präsentieren die Schneider und Konfektionäre die allerneuesten Moden, im imposanten Theatergebäude spielt eine italienische Oper, hübsche Villenviertel bieten die beste Gelegenheit, sich auch im eignen Heim so bequem und schön einzurichten wie in Europa, kurz, die zahlreichen deutschen Kaufmannsfamilien fühlen sich hier vielfach wohler als im alten Heimatland. Eine Gefahr, daß der bis jetzt rapid steigende Import durch heimische Industrie Schaden erleiden könnte, ist vorderhand noch ausgeschlossen, da die Industrie selbst noch auf sehr schwachen Beinen steht, obgleich die Regierung in Schutzzöllen Unglaubliches leistet. Aber die meisten Fabriken, die mit großen Kapitalien und den besten europäischen Einrichtungen begonnen haben, können absolut nicht prosperieren, da es unmöglich ist, gelernte Fabrikarbeiter zu erhalten. Läßt eine Weberei ihre Arbeiter aus Deutschland herüberkommen, um mit geübtem Personal zu arbeiten, so dauert es kaum ein Jahr, bis die Leute eingesehen haben, daß sie mit ein paar hundert Milreis, die sie erarbeitet oder geliehen haben, sich durch Ankauf einer Strecke Landes in den Kolonien eine freiere und sicherere Existenz gründen können als in der Fabrik. So sind schon eine Reihe von Anlagen wieder außer Dienst gesetzt worden, nachdem wegen Mangel an Arbeitskraft der Konkurs hereingebrochen war. So-

wohl der Import wie die Landwirtschaft gewinnen hierdurch nur, und selbst die Stürme der Revolution, die erst im August des vorigen Jahres ihr Ende in Rio grande erreichten, konnten dem Wohlstand des Landes keinen stark empfindlichen Schaden zufügen, obgleich man zum Teil hier so schlimm gehaust hat wie im Dreißigjährigen Krieg, und entsetzliche Greuel aller Art den blutgedrängten Weg sowohl der Föderalisten wie der Liberalen kennzeichneten.

Unsere Zeit war zu kurz, um einen mehr als oberflächlichen Begriff von dem Land und den Kolonien zu bekommen, doch was ich gesehen habe, machte einen durchaus günstigen Eindruck, und ich glaube, daß die deutsche Kolonisation in Rio grande, die sich schon bis an die westlichen Grenzen am Uruguay erstreckt, hier mehr und mehr festen Boden gewinnen wird. Mehr als 400,000 Deutsche haben sich schon angesiedelt, fast die Hälfte der gesamten Bevölkerung des Staates ist deutsch, von 100,000 Einwohnern Porto Alegres 30,000. Zu bedauern ist es nur, daß seitens der deutschen Regierung diesen Auswanderern nicht der nötige Schutz zu teil wird. Ich habe mehr als einen gesprochen, der nur, um wenigstens einen Rückhalt bei einer Behörde zu haben, sich hier hat naturalisieren lassen. In die eigentliche Landwirtschaft treibenden Kolonien bin ich nicht gekommen. Mais, Tabak und in neuerer Zeit auch Weizen sind die Hauptprodukte, nebenbei wird viel Schweinezucht getrieben, der Speck wird eingeschmolzen und exportiert. Interessant ist die rationelle und ökonomische Gewohnheit, nur die Erträgnisse des Schmalzverkaufs zur Deckung der Spesen und Bezahlung der Schulden zu verwenden und den aus dem Tabak geschlagenen Gewinn in die Sparbüchse zu legen. Hypotheken auf Grund und Boden sind meist sehr kostspielig für den Grundbesitzer, 12—20 Prozent ist der durchschnittliche Zinsfuß dafür.

Das Hauptgeschäft Rio grandes liegt aber in der Viehzucht. Die weiten Campos sind ja wie geschaffen, unermeßliche Herden zu ernähren, deren Häute den Hauptexportartikel Porto Alegres bilden. Der Viehzucht hat allerdings die Revolution stellenweise recht geschadet. Aus bloßer Mordlust hat man Tausende von Rindern totgeschlagen, häufig sogar ihnen nur die Zunge ausgeschnitten und die verstümmelten Tiere laufen lassen. Durch das Fehlen von Rindvieh an einzelnen Plätzen ist nun ein umfang-

reicher Viehhandel entstanden. Auch von Uruguay und Argentinien kommen riesige Herden nach Rio grande herüber. In Cachoeira besitzt die Firma Claußen, wohl das angesehenste und reichste Haus in Porto Alegre, das Zweiggeschäfte in ganz Brasilien hat, eine große Schlächterei und Fleischkonservenfabrik.

Neben Häuten, Schmalz, Weizen, Mais und Tabak wird namentlich nach Argentinien viel Maté exportiert, dessen Blätter, in den Wäldern am Uruguay gepflückt und gedörrt, das den Kaffee in Argentinien, Paraguay und Südbrasilien fast verdrängende Genußmittel bieten. In einem kleinen Flaschenkürbis mit kochend heißem Wasser übergossen, wird er aus einem häufig silbernen Rohr, an dessen Ende ein Siebchen sich befindet, ausgesogen. Wie die Friedenspfeife geht diese Bomba im Kreis herum, jeder nimmt ein paar Züge und gibt die Bomba weiter. Da der Maté so heiß wie möglich genossen wird, verbrennt sich der Neuling meist gehörig die Zunge. Die Wirkung ist äußerst anregend auf die Nerven, der Geschmack aber entsetzlich bitter. Die Matébüsche, die ursprünglich in Paraguay ganze Wälder bildeten, sind dort schon fast ausgerottet, so daß der Import aus Brasilien jetzt schon ein ganz beträchtlicher ist.

Die Verkehrswege sind in Rio grande recht gut, die großen breiten Flüsse hinauf laufen fast täglich Dampfer, die infolge ihres geringen Tiefganges bis weit ins Land hinein dringen. Zahlreiche Eisenbahnlinien verbinden die Hauptkolonien, eine große Hauptlinie geht bis fast an den Uruguay, den Camp ostwestlich durchlaufend, und wird, nachdem die Strecke bis Uruguayana fertig gestellt ist, direkt an die Bahn nach Buenos Aires anschließen. Schwieriger Straßenanlagen bedarf es nicht, denn Wege sind leicht auf dem Campboden hergestellt, auf denen neben großen Viehherden die langen zweiräderigen Karren von 8—10 Paar Ochsen gezogen werden, während auf prächtigen, mit reichem Silberschmuck gezäumten Pferden die Gauchos, angethan mit langen, unglaublich weiten, bunten Pluderhosen, den Bombaxas und breiten Hüten, die lange Pistole im Gurt und silberne Sporen am Stiefel, nebenher reiten und mit stachligen Speeren immer lärmend die Zugochsen zum Anziehen treiben.

28. 2. 96. Von Porto Alegre fuhr ich auf einem kleinen Flußdampfer den Rio Cahy hinauf nach São João, um den dort in der Nähe

wohnenden ehemaligen Begleiter v. d. Steinens, den vielerfahrenen Carlos Dhein, für meine Schingu-Expedition zu engagieren.

In São João angelangt, erhielt ich aber die Nachricht, daß Carlos Dhein 2 Tage zuvor nach S. Maria gefahren sei mit der ganzen Familie, um sich dort anzukaufen; seine Frau wolle ihm durchaus nicht gestatten, an der Reise teilzunehmen. Das war eine schlimme Nachricht. Ich hielt es für das beste, mit dem Dampfer am nächsten Tag wieder hinabzufahren und dann den Rio Jacuy hinauf nach S. Maria weiter zu reisen. Im ganzen die Kleinigkeit von 16 Stunden Dampfschiff- und 14 Stunden Bahnfahrt. In S. Maria erfuhr ich aber, daß Karl Dhein 3 Stunden weit im Gebirge in der Ansiedelung Pinhal vorläufig bei seinem Schwager Unterkunft gefunden habe. Ich besorgte mir einen Mulo und ritt am andern Morgen in Begleitung eines Verwandten Carlos', der in seinem schwarzen Rock, schwarzen Bombaxas auf dem silberglitzernden Pferd aussah wie ein spanischer Grande, hinauf in die Berge. In Pinhal fand ich endlich das Haus, in dem sich die wichtige Frage entscheiden sollte, und traf beim Eintritt die ganze Familie zusammen. Obgleich ich herzlich aufgenommen wurde, so war doch der dreistündige Aufenthalt für mich ein recht schwerer, denn es galt, die Frau des Dhein, der, obgleich erst 2 Jahre verheiratet, doch mit größter Freude den Plan einer neuen Schingu-Expedition aufgriff, umzustimmen und ihr die Erlaubnis für ihren Mann abzuringen.

Carlos hatte sich glücklicherweise noch nicht angekauft, wollte aber am andern Morgen aufbrechen, um sich den ins Auge gefaßten Platz anzuschauen. Ich war gerade noch zurecht gekommen, und es gelang mir endlich, nachdem ich der jungen Frau vorgestellt hatte, daß 8 Monate keine Ewigkeit seien, und die Reise für ihren Mann doch ein ganz gutes Geschäft wäre, wirklich, sie zum Nachgeben zu bringen. Außer Carlos engagierte ich noch seine beiden jüngeren Brüder und seinen Neffen, alles tüchtige Burschen. Wir schieden als beste Freunde, die vier neuen Kameraden gaben mir das Geleit bis S. Maria; am übernächsten Tage wollten sie nach Porto Alegre nachkommen. Am nächsten Abend traf ich wieder in Porto Alegre ein.

Die wenigen Tage in Porto Alegre bis zur Abfahrt unsers 5. 3. 96.
Dampfers nach Buenos Aires vergingen in angenehmster Ge-

sellschaft. In den schönen Villen unsrer neuen Freunde, in dem komfortablen deutschen Klub Germania, im Theater verbrachten wir frohe Stunden. Aber die folgenden vier Tage an Bord unsers norwegischen Frachtdampfers „Norte" gehören zu den greulichsten, die ich erlebt habe. So etwas von Schmutz und Baratten habe ich im ganzen Leben nicht gesehen. Von Essen und Schlafen konnte gar keine Rede sein. Aber auch diese Qual hatte ein Ende, wir passierten die Insel Flores, die Quarantänestation Montevideos, sahen in der Ferne Montevideo mit seinen vielen Kuppeln und Türmen, ein imposantes Häusermeer, überragt von der Festung Montevideo auf hohem Kegel, und änderten dann den Kurs nach Nordwesten.

12. 3. 96. Gelbe Fluten strömten uns entgegen und verkündeten uns den Eintritt in den La Plata, von dessen Charakter als Fluß man keine Spur bemerkt, wenn man nicht die Zunge zu Hilfe nimmt, denn merkwürdigerweise tritt das salzige Brackwasser nur sehr wenig in die Mündung ein. Am 12. März vormittags liefen wir auf der Außenreede von Buenos Aires neben zahlreichen anderen Fahrzeugen vor Anker und hißten die gelbe Flagge, das Quarantänezeichen, auf. Von der Stadt war noch nichts zu sehen, sie lag noch unter dem Horizont. Die ärztliche Visite kam, wir erhielten unsern Quarantänewärter, der uns 48 Stunden zu überwachen hatte, und — warteten. Das erste war, daß der Quarantänewärter das Schiff gründlich ausschwefelte, wobei zwei Eimer voll Baratten zu Grunde gingen, es reinigen ließ und Proviant beorderte. Endlich nach zwei weiteren Tagen brachte uns eine kleine Barkasse in $1^1/_2$ Stunden ans Land.

14. 3. 96. Buenos Aires, das wir vom Schiff aus nur des Nachts am hellen Schein der elektrischen Beleuchtung hatten erraten können, zeigte sich uns nun in ganzer Ausdehnung. Doch gewährt es, ganz auf flachem Land gelegen, keinen malerischen Eindruck. Zahlreiche grauglänzende Kuppeln ragten aus dem Häusergewirr hervor, das schon äußerlich einen von Rio ganz abweichenden europäischen Charakter hat. Die Einfahrt in die Docks war imposant. Früher war Buenos Aires einer der schlechtesten Landungsplätze der Welt, denn vom Dampfer wurde erst auf einen kleinen Flußdampfer, von da auf ein Boot und schließlich auf einen ins

Wasser fahrenden Karren geladen, bis glücklich alles auf festem Grund und Boden war. Dies war der Hauptanlaß, daß seinerzeit in der Schwindelperiode die Stadt La Plata als Konkurrent gleichsam aus dem Boden gestampft wurde, mit großen Hafenanlagen, Monumentalbauten, Sternwarte, Museum u. s. w. Jetzt ist diese Stadt, nachdem durch umfangreiche Dockbauten in Buenos Aires das Haupthindernis und damit die Konkurrenz beseitigt ist, total verkracht. Kaum 30,000 Einwohner haben sich noch hier gehalten, während Buenos Aires an 700,000 besitzt.

Der erste Eindruck der eigentlichen Stadt Buenos Aires ist nicht sehr günstig, weil die Häuser des Hafenviertels zum großen Teil direkt im Sumpf aufgebaut sind, der noch allerorts zu Tage tritt. Um so schöner ist aber die innere Stadt und namentlich das vornehme Villenquartier. Da uns auf dem Konsulat die erfreuliche Mitteilung gemacht wurde, daß der Dampfer, der uns den La Plata hinauf nach Cuyaba bringen sollte, drei Tage Verspätung habe, so hatten wir Muße genug, in Ruhe das Gepäck durch den Zoll zu bringen und überladen zu lassen, aber auch, uns die Stadt genauer zu betrachten und wieder einmal an den Genüssen der Großstadt uns zu laben. In der eleganten kleinen Villa des überaus liebenswürdigen Konsuls Steifensand, der aus seiner früheren, in Sansibar verbrachten Amtszeit her mit meinem Bruder Hans eng befreundet ist, wurde ich herzlichst aufgenommen; Dr. Ranke logierte im Hotel.

Wenn man durch die Straßen von Buenos Aires geht, hält man es kaum für möglich, daß nur wenige Jahre verflossen sind, seit es hier, wie wohl kaum an einem andern Fleck der Erde, gekracht hat. Über die Gräber derer, die bei dem großen Hypothekenschwindel zu Grunde gegangen sind, ist kaum Gras gewachsen, und schon macht sich wieder ein Luxus breit, wie er kaum anderswo zu finden sein dürfte. Das Land Argentinien ist ja so reich, daß man über derartige Kleinigkeiten im nächsten Jahre nach Auszug der Bilanz nur lacht, und daß der Argentinier mit größter Ruhe jeder Konkurrenz mit andern Staaten, was Bodenproduktion und Viehzucht anbelangt, entgegensehen kann.

Sehr viele der Grundbesitzer, deren Estancias ungeheure Summen einbringen, leben einen großen Teil des Jahres in Buenos Aires und suchen sich gegenseitig an Luxus zu überbieten.

Es sind zum großen Teil italienische Familien, und man glaubt wirklich, wenn man z. B. den Donnerstagskorso im Park von „Palermo", dem vornehmsten Quartier der Stadt, besucht, in der Villa Albani in Rom oder der Cassini in Florenz zu sein, nur daß in Buenos Aires an Brillanten und Toiletten noch mehr geleistet wird. Hunderte der elegantesten Equipagen, Viererzüge mit edelsten Pferden rollen vorüber, den importierten englischen Kutscher in tadelloser Haltung auf dem Bock. Unsere Damen in Europa sind, was Mode anbelangt, gegen die hiesigen ein halbes Jahr zurück, denn die Pariser Moden, die 3/4 Jahr vor Beginn der betreffenden Saison schon fertiggestellt sind, kommen sofort nach Buenos Aires, wo sie gleich in der Öffentlichkeit erscheinen.

Nicht zufrieden mit den respektablen Geschäftsstraßen, in denen sich ein Bankpalast an den andern reiht, hat man jetzt zwei gewaltige Avenuen, die sich rechtwinkelig schneiden, durchgebrochen und sie ähnlich wie den Ring in Wien mit Prachtbauten besetzt. Die große Placa del Maio ist umgeben von den neuen stilvollen Regierungsgebäuden. Ein Denkmal der Verschwendung ist der große Ausstellungspalast, der seinerzeit in Paris auf der Weltausstellung gestanden hat und für den Preis von einer Million herüber transportiert und wieder aufgestellt worden ist, eine riesige Halle aus Glas und Eisen, in der Konzerte abgehalten werden. Ferner hat man sich bemüßigt gesehen, eine künstliche Ruine aus alten Fässern und Pappe zu bauen, die gleichfalls eine Million gekostet hat (wovon natürlich das meiste gestohlen wurde), aber nach einem Jahre wegen Baufälligkeit abgebrochen werden mußte. Geld spielt eben gar keine Rolle, sonst könnte man nicht für ein Abonnement einer Loge von fünf Plätzen in der Oper (50 Vorstellungen) 9000 Pesos Gold = 36,000 Mark zahlen.

Prächtige Anlagen schmücken die Plätze, große Parks sind angelegt, die ungeheuern Docks errichtet und große Krankenhäuser und Asyle (das Bettlerasyl ist ein in prächtigem Park gelegener Palast!) gebaut. Die Architektur der Bauten ist aber zum Teil höchst zweifelhaften Werts. Außerdem kann man sich nicht daran gewöhnen, Öfen in die Häuser zu setzen, obwohl es im Winter manchmal tüchtigen Frost gibt. Man sitzt dann, selbst im Ballkleid, mit Pelzkragen im Salon.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-46019/fragment/page=0074

Auch wenn man mit der Bahn oder Dampfschiff noch stundenweit hinaus ins Land fährt, macht sich die Großstadt noch überall fühlbar. Eine Villenvorstadt reiht sich an die andere, zum Teil recht ungesund in den häufig überschwemmten Niederungen gelegen, die man durch Anpflanzung von Eukalyptus zu entwässern sucht. Jede der kleinen in hübschen Gärten gelegenen Villen wird überragt von einer Turbine, die für Wasser sorgt. Von weitem machen die vielen hundert sich drehenden Räder einen eigentümlichen Eindruck. Dasselbe Bild bot mir übrigens den Anblick von Oakland bei San Francisco. Einen Lieblingsaufenthalt für den Sommer bildet das an einem der vielen Arme des Parana gelegene Tigre. Dort haben die zahlreichen Ruderklubs ihre Bootshäuser, dort finden Regatten statt, und ein hochelegantes großes Sommerhotel ist als Rendezvous der eleganten Welt errichtet und sorgt durch gute Konzerte, Roulettespiel, Taubenschießen u. dgl. für ihre Unterhaltung.

Als wir am 17. März abends unser Schiff, den Rapido, 17. 3. 96.
bestiegen, glaubten wir einen schönen Traum hinter uns zu haben. Die kurze Unterbrechung der Reise hatte uns wieder mit allen Reizen der Kultur in Berührung gebracht. Nun aber nehmen wir von ihr Abschied auf lange Zeit, denn vor Ende des Jahres gedenken und hoffen wir nicht wieder von unsrer Schingu-Expedition zurück zu sein. Jetzt vorwärts nach Cuyaba, und dann endlich hinein in das Unbekannte!

Kolonialgeographisches Seminar der Universität

Kolonialgeographischer
Lehrstuhl
der Universität Leipzig

ULB Halle
3/19
000 249 769

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-46019/fragment/page=0078

Tagebuch

meiner

asilienreise

1896.

Von Dr. Herrmann Meyer.

Als Manuskript gedruckt.

Erstes Heft.

Kolonialwissenschaftliche
ausgeschieden
der Universität Leipzig

Leipzig.
des Bibliographischen Instituts.
1896.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-46019/fragment/page=0079